

2. IDENTITÄT

Wenn es im Folgenden um Star-Nutzungen und Identität geht, legt der Titel dieser Arbeit sogleich Fragen nahe, die den zunächst auf den Star gerichteten Blick in Richtung Rezipienten bzw. Medien- und Star-Nutzer umlenken. Betrachtet man Star-Nutzung als Anwendungen der Differenz *Ego/Star*, impliziert dies zwangsläufig Aktanten, die in ihren Setzungen Stars als Bezugsreferenten hervorbringen und damit mittels medialer Star-Darstellungen Differenzen markieren und Unterscheidungsprozesse vollziehen, an denen und in denen Identität ausgerichtet werden kann. Identität ist, wie bereits einleitend bemerkt, eine relationale Angelegenheit. Identität setzt Bewusstsein voraus, das sich in Bezugnahmen auf etwas als etwas von ihm Unterschiedenen konstituiert, sich also als Bewusstsein *von etwas* in seinen Unterscheidungen generiert. Identität entsteht mithin in einer variablen Kumulation für das Selbst nicht hintergehbare Bezugnahmen, als deren Unterscheidungsprozessresultate Konzepte von Ego und von Alter entstehen.⁴⁸

Bei aller alltagspraktisch notwendigerweise zu unterstellenden Kohärenz, Kontinuität und Autonomie von Identität⁴⁹ bleibt Identität in diesem Sinne verlässlich als kollektiv voraussetzbare Fiktion. Verabschiedete man sich vom Glauben an zumindest in ihrem Kern konstante Identitäten, wäre dies zugleich ein Aufbruch ins Chaos, das in Ermangelung von Identität nicht einmal mehr als solches zu benennen wäre.⁵⁰ Oder, wie es Josef Mitterer beschreibt:

48 Vgl. Schmidt (2003d: 2).

49 Vgl. Erikson (1966: 18), Hacker (1973: 176) und Schmidt (2000b: 115).

50 Dazu auch Luhmann (1990 [1968]: 47): „Dem Chaos kann man nicht vertrauen. Wenn nichts miteinander verbunden ist oder alles mit allem, gibt es keine Möglichkeiten der Generalisierung. Mit anderen Worten, ein einziges System allein kann weder generalisieren noch vertrauen. Solche Leistungen setzen eine Umwelt voraus, die schon Struktur hat [...]. Struktur der Umwelt aber heißt nichts anderes als Existenz anderer Systeme in der Umwelt.“

„Um als Instanz über das Sein oder zumindest das So-Sein der Dinge urteilen zu können, muss der Mensch eine Identität über den momentanen Zustand hinaus besitzen, in dem sein Urteil fällt. Er muss mehr sein als nur der Mensch-zum-Zeitpunkt-eines-Urteils.“⁵¹

Mitterer verweist auf die fiktive Alltags-Prämisse, dass Identität, zumindest in ihrem Kern, ebenso kohärent wie konstant ist: Ego kann sich nur als Ego wahrnehmen (*für wahr nehmen*⁵²), wenn er voraussetzen kann, sich jeden Morgen beim Erwachen in sich bekannter Form vorzufinden und im weiteren Tagesverlauf nicht nur sich selbst als Ego, sondern auch Alter als Alter wieder zu begegnen. Er braucht, wie es Vilém Flusser formuliert, die Gewissheit: „Morgen werde ich wieder zu mir kommen.“⁵³ Identitäts-Gläubigkeit als Chaos-Prophylaxe verankert sich vorgeblich beständig und aktantenübergreifend in Differenzen und konkreten Unterscheidungsprozessen, die ohne Aktanten als unterscheidende Differenz-Bilder genauso wenig zu denken sind wie ohne Aktanten als personifizierte Differenzbilder. Bevor es darum gehen kann, wie Star-Nutzer und Fans Selbst-Bilder (Bezug: *Ego* bzw. *Wir*) und Fremd-Bilder (Bezug: *Alter* bzw. *die Anderen*) an Stars als personifizierte Unterscheidungs-Marker koppeln, soll in diesem Kapitel auf Mechanismen und Aspekte von Identitätsbildung im Allgemeinen eingegangen werden. Dabei wird hier eine dynamische Konzeption von Identität vorausgesetzt⁵⁴, die Identität als prozessuales Bezugsprodukt mit fiktivem Kohärenz- und Kontinuitäts-Anspruch begreift.

Zunächst soll das hier angenommene Verständnis von Identität als prozessualem Bezugsreferenten dargestellt werden. Kapitel 2.1 geht der Frage nach den Zusammenhängen von Identität und Differenz nach und beleuchtet relationale Aspekte der Identitätsbildung. In diesem Zusammenhang soll unter anderem anhand von George Herbert Meads Theorie des *Symbolischen Interaktionismus* die Bedeutung von Kommunikation und unterstellten Fremd-Bewertungen des Selbst für die Identitäts-Unterscheidungen Egos beleuchtet werden. Daran anschließend werden in Kapitel 2.2 reflexive Wahrnehmungs- und Bewertungsstrukturen von Identität thematisiert. Mit Blick auf die Diskussion des Star-Begriffs (Kapitel 5) soll das verwendete Identitäts-Konzept außerdem um rollentheoretische Aspekte – hier ausgehend von Erving Goffman und Richard Sennett – erweitert werden (Kapitel 2.3). Die Notwendigkeit hierzu ergibt sich aus dem Umstand, dass Auseinandersetzungen mit dem Phänomen *Star* beinahe ausnahmslos auf einer Dichotomisierung des Star-Images in private und berufliche

51 Mitterer (2001: 60).

52 Vgl. Schmidt (2003: 42).

53 Flusser (1993: 97).

54 Vgl. auch Schmidt (2000b: 113) und (2003d).

Rolle bestehen⁵⁵, wobei *Image* gewöhnlich als hypothetische Schnittmenge der fremdreferentiellen Bezugnahmen auf den Star bzw. als hypothetische Vorstellung einer Gesamtheit relevanter Fremdkonzepte von Star-Identität verstanden wird.⁵⁶ Die Relevanz der Unterscheidung von *Star-Mensch* als privater Rolle des Stars und *Star-Star* als dessen beruflicher Rolle spiegelt sich, wie noch zu zeigen sein wird, unvermeidlich auch in den parasozialen Bezugnahmen auf den Star.

Beschäftigt man sich mit Identität, liegt es nahe, sich zunächst mit deren psychologischen Konzeptionalisierungen vertraut zu machen. Die Psychologie, ursprünglich definiert als Lehre von der Seele des Menschen und ihren Funktionen⁵⁷, wird heute beschrieben als Wissenschaft über Verhalten, Erleben und Bewusstsein des Menschen, deren Entwicklung und deren innere und äußere Bedingungen und Ursachen⁵⁸. In seinem Grundlagenwerk *Psychologie* beschreibt Philip G. Zimbardo Identität:

„Das Erleben der *Identität* beinhaltet, daß das eigene Selbst als unterschiedlich von anderen Menschen wahrgenommen wird und daß andere Dinge als dem Selbst zugehörig oder ihm fremd bewertet werden. Es ist Kernstück des Gefühls, eine einzigartige Persönlichkeit zu sein. Das *Selbstwertgefühl* einer Person ist die generalisierte wertende Einstellung dem Selbst gegenüber. Sie beeinflusst sowohl die Stimmung als auch das Verhalten.“⁵⁹ [Hervorhebungen im Original, KK]

Zum *Selbstkonzept* schreibt Zimbardo weiter:

„Nach dieser neuen Auffassung ist das *Selbstkonzept* eine dynamische mentale Struktur, die viele *intrapersonale* (Motivation, Affekt, Informationsverarbeitung) und *interpersonale Prozesse* (soziale Wahrnehmung, soziale Entscheidungen und Wahlen) interpretiert und zwischen ihnen vermittelt.“⁶⁰ [Hervorhebungen im Original, KK]

Weiter verweist Zimbardo auf die doppelte Schema-Funktion des Selbstkonzepts: Zum einen ist das Selbst kognitiver Bezugsreferent, wird also als Struktur wahrgenommen; zum anderen ist es operatives Agens aller kognitiven Prozesse.⁶¹ Damit sind bei Zimbardo bereits

55 Vgl. beispielhaft hierfür Faulstich/Korte/Lowry/Strobel (1997: 12).

56 Vgl. zum Star-Image ausführlich Kapitel 5.4.

57 Vgl. Grubitzsch und Muckel (1999: 34-52).

58 Vgl. Zimbardo (⁶1995 [1974]: 4).

59 Zimbardo (⁶1995 [1974]: 502).

60 Ebd.

61 Vgl. ebd. sowie Mummendey (²1995: 56), Rusch (1987: 132-133) und Schmidt (2003d: 2-3).

drei wesentliche Aspekte von Identität angesprochen, die sich für den Kontext dieser Arbeit zusammengefasst paraphrasieren lassen:

1. Identität (als Einheit der Differenz *Selbstbild/Fremdbild*) entsteht in *Bezugnahmen* und damit in/aus *Differenz* und *Relation*.
2. Identität (als Einheit der Differenz *Selbstbild/Fremdbild*) unterliegt *reflexiven Beobachtungs- und Beschreibungsprozessen*.
3. Identität (als Einheit der Differenz *Selbstbild/Fremdbild*) ist *dynamisch* und ist *Bedingung* ebenso wie *Ergebnis von Kommunikation*, bleibt dabei aber stets *prozessual gebundener Bezugsreferent* und damit unvollendet.

Ältere Identitätstheorien begreifen als Wurzel von Identität häufig die Wahrnehmung von Gleichheit und Kontinuität des Selbst über die Zeit. So geht etwa Erik Erikson davon aus, dass Ego Alter unterstelle, die von ihm selbst wahrgenommene Gleichheit und Kontinuität seiner (Egos) Identität ebenso als solche zu erkennen und umgekehrt.⁶² In anderem Kontext, aber unter ähnlichen identitätstheoretischen Prämissen warnen Gary Bente und Bettina Fromm vor den Gefahren des Affektfernsehens für Rezipienten, „deren Identitätsentwicklung noch nicht abgeschlossen ist.“⁶³ Modernere identitätsanalytische Ansätze revidieren indes Konzepte stagnierender zugunsten prozedural-dynamischer Vorstellungen von Identität.⁶⁴ Dabei ist Variabilität und Dynamik gleichwohl nicht mit völliger Formlosigkeit zu verwechseln: Identität ist und bleibt ein relationales Prozess-Produkt der Bezugnahmen von Aktanten.

In der Beobachtung zweiter Ordnung⁶⁵ wird die Kontingenz aller Identitäts-Unterscheidungen thematisierbar, die Identität als selektives, aktantengebundenes Unterscheidungs-Prozess-Resultat entstehen lassen. Die soziokulturellen Konsequenzen fortgesetzter Identitäts-Unterscheidungen lassen sich indes alltagspraktisch nicht über Nacht eliminieren, brächte doch ansonsten jeder Morgen für Ego eine identitätsgeneratorische *tabula rasa* und damit ein Erwachen in absoluter, selbst- wie fremdreferentieller Orientierungslosigkeit. Identität braucht also Gedächtnis, dessen Tätigkeit sich mit Schmidt nicht als konservativ retentive Aufbewahrungsarbeit, sondern als bewusste wie unbewusste Konstruktionsarbeit konzeptionalisieren lässt.⁶⁶ Identität ist

62 Vgl. Erikson (1966: 18).

63 Bente und Fromm (1998: 637).

64 Vgl. beispielhaft Rusch (1987: 136) und Schmidt (2000b: 115).

65 Vgl. zur Beobachtung zweiter Ordnung von Foerster (1979) und (²1984 [1981]), von Foerster und Pörksen (⁵2003 [2001]: 114-118) und Luhmann (1992: 86-87).

66 Vgl. Schmidt (1993), (2000b: 107-109) und (2003a). Vgl. auch Zierold (2003: 14-39) zu Erinnerungsprozessen und dem Abschied von gedächtnisbezogenen Speicher-Metaphern.

dabei auf die Komplementarität von Erinnern und Vergessen⁶⁷ angewiesen, deren Kombination dynamische Herstellungen von Identität erst ermöglicht.⁶⁸

2.1 IDENTITÄT AUS DIFFERENZ:

RELATING RELATIONS IN DIFFERENCE

„Kräfte manifestieren sich nie ohne ihre Repräsentationen, ihre Spiegelbilder, ohne die Phänomene der Brechung und Abweichung, der Reflexion oder Aneignung distinkter oder entgegengesetzter Kräfte, der Identifikation mit dem anderen oder dem Gegner usw. – ebensovielen Strukturen, die jede identifizierbare Kraft aufspalten, sie ent-identifizieren und sie in ihrer Vielfältigkeit selbst deportieren.“⁶⁹

Mag das einleitende Zitat Jacques Derridas auf den ersten Blick abseits des angekündigten Argumentationsweges erscheinen, so wurde es doch bewusst am Anfang eines Kapitels platziert, das sich mit Identität und Differenz beschäftigen soll. Derrida begreift Sprache ausgehend von Ferdinand de Saussure als ein System von Differenzen, die im Spiel von Sprachsystem (*langue*), Sprechakt (*parole*) und deren Austausch produziert werden. Für Derrida können Subjektivität und Objektivität erst im Spiel und der Bewegung von Differenz entstehen. Erkenntnis – und damit auch identifizierbare Identität – beruhen zum einen auf einer von Raum und Zeit unabhängigen Wiederholbarkeit,

67 Während Vergessens-Prozesse (*Vergessen*) unbewusst ablaufen und ihr Ablauf deshalb nur retrospektiv angenommen werden kann, werden Vergessens-Resultate (*Vergessen Haben*) als Indizien für Vergessens-Prozesse im Moment der Beobachtung von Erinnerungs-Lücken wahrnehmbar. Erinnerungs-Lücken können, müssen aber nicht in der Selbstbeobachtung als solche wahrgenommen werden – „Ich kann mich nicht erinnern.“ vs. „Du kannst dich nicht erinnern!“ –, wohingegen vergessene *Information* per definitionem zumindest zum Zeitpunkt der Beobachtung vom Vergessen-Habenden semantisch nicht mehr bewusst ist. (Vgl. auch Schmidt 2003a)

68 Vgl. zu Gedächtnis, Erinnern und Vergessen Luhmann (1998: 576-594), Schmidt (1993: besonders 383-386), (2000b: 107-109) und (2003a). Dazu sei exkursorisch angemerkt: Die Beschreibung von Erinnerungen als einer Art Wahrnehmungen ohne sensorische Stimuli (vgl. Rusch 1987: 347, Schmidt 1993: 383 und 2000b: 108-109) verdeckt den Umstand, dass Erinnerungen erst in neuronaler Stimulation aktuell bewusst werden. Zutreffend ist derweil, dass *sensorische* – im Sinne exogen attribulierter – Stimuli (ein vertrauter Geruch, ein für Ego sentimental konnotiertes Lied...) nur für einen Teil der sich aktuell als Erinnerungen manifestierenden kognitiven Operationen verantwortlich zu zeichnen sind. Vergessen (nicht erinnert) wird unter anderem dann, wenn Erinnerungsanlässe ausbleiben.

69 Derrida (1997: 8).

die zum anderen erst durch die Differenz des zu erkennenden Objekts von anderen Elementen seines Kontextes wahrnehmbar wird.⁷⁰ Wenn Elemente der Sprache Identität generierend aufeinander verweisen und sich ebenso auf nicht-sprachliche Elemente beziehen, beziehen sich diese wiederum zur Konstitution ihrer Identität in Differenz aufeinander.⁷¹

Was nun hat dies mit personal gebundenen Identitäts-Unterscheidungen von Aktanten zu tun? Identität im Sinne einer Subjektivität vs. einer Objektivität (Ego vs. Alter, Selbst vs. Fremd) setzt Differenz voraus, die diese überhaupt wahrnehmbar – identifizierbar – werden lässt. Dabei ist es gleichgültig, ob es sich wie bei Derrida um die Identität bzw. Subjektivität von sprachlichen Elementen oder Zeichen handelt, die sich in Abgrenzung von anderen sprachlichen wie nicht-sprachlichen Elementen formiert, oder um Identitäts-Identifizierungs-Prozesse von Aktanten: „Any identity depends upon its difference from, its negation of, some other term, even as the identity of the latter term depends upon its difference from, its negation of, the former.“⁷² Es gilt: Keine Identität ohne Differenz.⁷³

Es gilt weiter: Keine Differenz ohne Bezugnahme, die Sebastian Jünger wie folgt beschreibt:

„Anders als beim ‚sich in Beziehung setzen‘ oder ‚sich beziehen‘ ist im einfacheren ‚Bezugnehmen‘ eine explizite Reflexivierung des Bezug nehmenden Subjekts nicht vorgesehen. Der Fokus liegt im Endpunkt der Bezugnahme, bei dem, auf das Bezug genommen wird und gleichermaßen in der Aktivität der Bezugnahme.“⁷⁴

Zwar ist in Jüngers Konzeption von Bezugnahme eine explizite Reflexivierung des Bezug nehmenden Agens nicht bestimmt vorgesehen, dennoch bleiben Prozesse des Bezug-Nehmens als Voraussetzung von Bewusstsein zugleich Voraussetzung für Reflexivierung.⁷⁵ *Bezugnahme* wird so ebenso zur minimalen Voraussetzung von Bewusstsein wie zur Voraussetzung aller Bezug nehmenden Beschreibungen.

Wird Identität in Differenz unterschieden, beinhaltet dies zwangsläufig Bezugnahmen von mindestens Ego auf Alter bzw. Alter auf Ego. Unterscheidet sich Ego in Differenz von Alter, muss er dazu auf

70 Vgl. auch Ciompi (⁵1998: 96) zum sinnesphysiologischen *Figur-Grund-Problem* sowie Luhmann (1992: 20).

71 Vgl. Derrida (1988: 29-52).

72 Grossberg (1996: 89).

73 Vgl. Luhmann (1992: 521).

74 Jünger (2002: 152).

75 Schmidt (2003b: 30) spricht von „Bezugnahme [...] als Bewusstseinsprinzip“. Ebenso wie Setzung und Voraussetzung (vgl. ebd.: 29) stehen auch Bewusstsein und Bezugnahme in autokonstitutivem Zusammenhang.

Alter Bezug nehmen, muss also das kognitive Konzept *Alter* seinen eigenen Bezugnahmen auf Alter voraussetzen – und damit Alters Identität wahrnehmend mitherstellen. Jede Dissoziation beinhaltet dabei eine unterscheidende Bezugnahme (oder Bezug nehmende Unterscheidung) und damit zugleich eine Assoziation mit dem dissoziierten Bezugsreferenten, ebenso wie jede Assoziation zugleich eine dissoziierende Bezugnahme auf den Bezugsreferenten einschließt.⁷⁶ *Bezugnahme* kann mithin gefasst werden als Einheit der Differenz *Assoziation/Dissoziation*, in deren Unterscheidung sich Ego als beobachtendes Agens in Relation zum jeweiligen Bezugsreferenten selbst positioniert. In Unterscheidungen der Differenz *Ego/Alter* stellt Ego nicht nur Ego her, sondern auch Alter, der wiederum als Ego' in Unterscheidungen der Differenz *Ego'/Alter'* nicht nur Alter als Ego', sondern auch Ego als Alter' herstellt.⁷⁷ Oder, wie von Schmidt formuliert: „Die Differenz von Ego und Alter bringt sich selbst hervor, da keine der beiden Seiten sich allein in dieser Differenz konstituieren kann.“⁷⁸

Diese ersten abstrakten Bemerkungen leiten über zu einer Konkretisierung der Bedeutung zunächst sozialer, im weiteren Verlauf der Darstellungen auch parasozialer Bezugnahmen für die Herstellung von Identität. Über die Annahme, dass Identität immer im Spannungsfeld zwischen *drinnen* und *draußen*, zwischen Eingrenzung und Ausgrenzung entsteht, scheint inzwischen innerhalb des Identitäts-Diskurses weitgehend Einigkeit zu herrschen. So konstatiert etwa Gebhard Rusch aus konstruktivistischer Perspektive, Basis der Entwicklung reflexiver Selbst-Sicht seien unter anderem soziale Erfahrungen, die sich auf andere Aktanten beziehen, das Erleben des eigenen Selbst durch das Erleben von anderen.⁷⁹ In seiner Erweiterung der soziologischen *Network Theory* fokussiert Harrison C. White den Einfluss von Kontrollverhältnissen auf Identitätskonstruktion. Im Abschnitt *Identities from Contingencies* stellt er dabei zur Bedeutung sozialen Handelns für die Entstehung von Identität fest: „Identities add through contentions to the contingencies faced by other identities.“⁸⁰ Und auch John Fiske als prominenter Vertreter der *Cultural Studies* entwirft Identität als soziales Konstrukt, das sich im Verhältnis zwischen Individuum und sozialer Umwelt formiert.⁸¹

76 Dies gilt auch für die Selbst-Beobachtungen Egos.

77 Für einen Beobachter zweiter Ordnung ergibt sich somit, dass *Ego* und *Alter'* sowie *Alter* und *Ego'* auf dieselben Aktanten referieren. Die formelhaften Verkürzungen *Ego = Alter'* und *Alter = Ego'* hingegen sind unzulässig, weil keine Deckungsgleichheit von Selbst- und Fremdbildern angenommen werden kann.

78 Schmidt (2003b: 106).

79 Vgl. Rusch (1987: 133-135).

80 White (1992: 6).

81 Vgl. Fiske im Gespräch mit Müller (1999: 196).

Unterscheidungen sind im Rahmen sozialen Handelns notwendig gekoppelt an ihre Kommunikabilität, die sich auf sprachlich-narrative Schemata stützt. Identität entsteht so prozessual im Erzählen differenzieller Bezugnahmen – *relating relations in difference*. Erzählschemata organisieren nicht erst die Kommunikation von Unterscheidungs-Resultaten, sondern bereits kognitive Unterscheidungs-Operationen: Das Individuum erzählt sich in inneren Gesprächen vom eigenen Selbst in Relation zu anderen, die ähnlichen narrativen Gesetzmäßigkeiten folgen wie die verbale Kommunikation mit Ko-Aktanten.⁸² Dass diese schematische Äquivalenz sich nicht zwangsläufig in einer Deckungsgleichheit der Geschichten des Selbst für das Selbst und deren fremd-adressierter Versionen niederschlägt, wird indes in Kapitel 3 zu thematisieren sein. Zuvor soll jedoch zur konkreteren Veranschaulichung der Prozesse sozialer Identitäts-Unterscheidungen kritisch auf George Herbert Mead und den von ihm geprägten *Sozialbehaviorismus* rekuriert werden.

Das Label *Sozialbehaviorismus* stammt nicht von Mead selbst, illustriert aber nichtsdestoweniger Meads Position in Abgrenzung von klassisch behavioristischen Wissenschaftlern wie John B. Watson, dem Mead eine übersimplifizierende Isolation des Individuums und seiner Handlungen aus dem sozialen Kontext vorwirft.⁸³ Dementsprechend skizziert Mead die Ziele seines eigenen Ansatzes: „The point of approach which I wish to suggest is that of dealing with experience from the standpoint of society, at least from the standpoint of communication as essential to the social order.“⁸⁴ Trotz dieser Distanzierung von Watsons Behaviorismus übernimmt Mead, so sei am Rande angemerkt, das behavioristische Grundproblem einer positivistischen Beschränkung auf experimentell beobachtbares Verhalten als Analysematerial, wenn auch abgeschwächt durch den Einbezug sogenannter „inner experience“⁸⁵ als einer Art *innerer Erfahrungen*, die sensu Mead beobachtbar etwa in Einstellungs-Kommunikationen zum Ausdruck kommen.⁸⁶

Mead beschreibt bereits 1934 in *Mind, Self, and Society from the Standpoint of a Social Behaviorist* Identität als Produkt sozialer Interaktion. Im Gegensatz zu nativistisch geprägten Theoretikern geht Mead davon aus, dass Identität nicht von Geburt an gegeben und biologisch prädestiniert ist, sondern einer steten Entwicklung und Ver-

82 Vgl. zur Bedeutung verbaler Kommunikation für Identitätskonstruktion Rusch (1987: 134), Schmidt (1993: 388-393), (2000b: 114-115) und (2003d: 3) und White (1992: 7). Zur narrativen Konstruktion von Erinnerung und Identität vgl. Zierold (2003: 40-48).

83 Vgl. Mead (⁴2002 [1934]: 2-3) und Morris (⁴2002 [1962]: XVI).

84 Mead (⁴2002 [1934]: 1).

85 Ebd.: 7.

86 Vgl. ebd.: 2-13.

änderung unterliegt, während das Individuum mit seiner sozialen Umwelt interagiert:

„The self is something which has a development; it is not initially there, at birth, but arises in the process of social experience and activity, that is, develops in the given individual as a result of his relations to that process as a whole and to other individuals within that process.“⁸⁷

Mead positioniert das Selbst im fluktuierenden sozialen Gefüge der es umgebenden anderen Selbsts:

„No hard-and-fast line can be drawn between our own selves and the selves of others, since our own selves exist and enter as such into our experience only in so far as the selves of others exist and enter as such into our experience also. The individual possesses a self only in relation to the selves of the other members of his social group; and the structure of his self expresses or reflects the general behavior pattern of this social group to which he belongs, just as does the structure of the self of every other individual belonging to this social group.“⁸⁸

Selbst-Bewusstsein ist bei Mead das Ergebnis eines Prozesses, in dem das Individuum sich in die Positionen seiner Interaktionspartner versetzt, symbolisiert durch den *generalisierten Anderen* („generalized other“⁸⁹) als organisiertem und generalisiertem Einstellungskomplex, um sich selbst aus dessen Perspektive wahrzunehmen und zu beurteilen. Dazu muss es zunächst die partikularen Einstellungen seiner Ko-Aktanten beobachten und organisieren, die auf sein Selbst und andere sozial relevante Aktanten bezogen sind. In einem nächsten, sensu Mead identitätsgeneratorisch unerlässlichen Schritt müssen die wahrgenommenen Partikulareinstellungen im Sinne einer angenommenen relativ homogenen Gruppeneinstellung generalisiert werden. Diese erlaubt dem Individuum, sich am Konstrukt des generalisierten Anderen zu orientieren und so ohne fortwährende soziale Rückversicherungen sozial erwünscht zu handeln⁹⁰, bietet ihm also, wie Luhmann für die Konstruktion Alters als Alter Ego feststellt, die Sicherheit „einer Art Doppelprüfung der Kognition aus eigener und aus selbstkonstruierter fremder Sicht.“⁹¹

In dem von Mead beschriebenen Generalisierungsvorgang, den das Individuum in Bezug auf die Einstellungen seiner Interaktions-

87 Mead (⁴2002 [1934]: 135).

88 Ebd.: 164. Vgl. auch Mead (1969: 89-90).

89 Mead (⁴2002 [1934]: 154). Vgl. deutsch Mead (1969: 92).

90 Vgl. ebd.: 88-89 und Mead (⁴2002 [1934]: 156-158).

91 Luhmann (1992: 18-19).

partner vornimmt, lässt sich durchaus eine frühe Form konstruktivistischer Erwartungs-Erwartungen und Unterstellungs-Unterstellungen erkennen.⁹² Mead exemplifiziert seine Annahmen zunächst anhand relativ klar umgrenzter sozialer Gruppen (Sportmannschaft, politische Partei), die dem einzelnen Aktanten zumindest hypothetisch erlauben, das Konstrukt des generalisierten Anderen auf eine Summation nicht-generalisierter, konkreter Einzelbeobachtungen zu gründen. Trotzdem geht Mead bereits einen Schritt weiter, indem er dem einzelnen Aktanten in der Generalisierung der Einstellungen seiner orthosozialen oder auch virtuellen Interaktionspartner einen imaginären *Big Brother* analog zu Freuds *Über-Ich* zur Seite stellt:

„It is in the form of the generalized other that the social process influences the behavior of the individuals involved in it and carrying it on, i.e., that the community exercises control over the conduct of its individual members; for it is in this form that the social process or community enters as a determining factor into the individual's thinking.“⁹³

Die Möglichkeit von Handlungs-Widerstand gegen die – subjektabhängige – Wertungs-Allmacht des *generalized other* scheint dabei für Mead wenig interessant: Er reduziert das Individuum auf eine „individual reflection of the general systematic pattern of social or group behavior“.⁹⁴ Demgegenüber ist anzumerken, dass die reflexive Unterstellung von Fremd-Bewertungen, die aufgrund von Erfahrung für Aktanten erwartbar sind oder zumindest zu sein scheinen, nicht zwangsläufig voraussetzenden Gehorsam bedingen muss. Tut sie dies nicht, verleiht sie dem selbst-wahrgenommen renitenten Handeln indes den Eigenanstrich voraussetzender Befehlsverweigerung: Die Grundlage für Anarchie ist die Unterstellung sozialer Erwünschtheit.

Befremdlich an den Argumentationen Meads, so sei der Vollständigkeit halber erwähnt, wirken aus heutiger Sicht seine dichotomen Unterscheidungen etwa von *body* und *self*, die ohne Zweifel den behavioristischen Anteilen seiner Theorie geschuldet sind. Zwar führt Mead psychische Vorgänge in Gestalt der behaviorismuskompatiblen *inneren Erfahrungen* in den Untersuchungsskopos ein, verharzt aller-

92 Vgl. Mead (⁴2002 [1934]: 152-164). Vgl. zu Erwartungs-Erwartungen und Unterstellungs-Unterstellungen zusammenfassend Schmidt (2003b: 115): „Erwartungs-Erwartungen [sind in der Reflexivität der Wahrnehmung als reflexiver Mechanismus entstanden, KK] hinsichtlich dessen, was sich die Interaktions- und Kommunikationspartner als so genanntes enzyklopädisches Wissen bzw. als Weltwissen unterstellen, [...] Unterstellungs-Unterstellungen hinsichtlich der Motive, Intentionen und Wertorientierungen bzw. Bewertungen der Handlungen der anderen.“ Vgl. auch Schmidt (2000b: 24-26).

93 Mead (⁴2002 [1934]: 155).

94 Ebd.: 158. Vgl. auch Mead (1969: 95).

dings in einer dualistischen Leib-Seele-Dichotomie, die mit neueren, prozessual-dynamischen Konzeptionen von Identität unvereinbar ist:

„We can distinguish very definitely between the self and the body. The body can be there and can operate in a very intelligent fashion without there being a self involved in the experience. The self has the characteristic that it is an object to itself, and that characteristic distinguishes it from other objects and from the body.“⁹⁵

Diese unverbundene Gegenüberstellung von Körper und Selbst bzw. Leib und Seele erfährt ihre makabre Zuspitzung, wenn Mead, ebenso unfreiwillig komisch wie unzutreffend, im Brustton dualismusverhafteter Überzeugung erklärt: „We can lose parts of the body without any serious invasion of the self.“⁹⁶ Die Lektüre Meads wird zudem erschwert durch eine große begriffliche Varianz, die es dem Leser überlässt, zwischen Rollen (*rôles*, aber auch *personalities* oder *selves*), Selbst, Selbsts (*selves* im Sinne von Rollen), Subjektivität und den in der vorliegenden Darstellung zur Vermeidung weiterer Komplexisierungen vernachlässigten „I“ (als kognitiver Instanz) und „Me“ (als kognitivem Bezugsobjekt) zu differenzieren.⁹⁷

Konzentriert man sich jedoch auf die basale Annahme Meads, dass Selbst-Bewusstsein abhängig ist von den unterstellten Fremdbewertungen des Selbst durch seine relevanten Interaktionspartner, bei Mead generalisiert in Form des *generalized other*, wird deutlich, warum Authentizität für soziales Handeln und Kommunikation von zentraler Bedeutung sein muss: Stehen meine Selbst-Entwürfe in reflexivem Zusammenhang mit den von mir beobachteten bzw. unterstellten Wahrnehmungen und Bewertungen meines Selbst durch relevante Andere, muss ich ebendiese anderen als glaubwürdig und verlässlich beurteilen, um meinerseits ein relativ zuverlässiges Selbstkonzept generieren zu können, das Grundlage allen selbstbewussten sozialen Handelns ist. Dementsprechend wird die Rolle der Kategorie *Authentizität* für soziales Handeln und Identitäts-Unterscheidungen in Kapitel 3 näher zu thematisieren sein.

Bereits an den Ausführungen Meads, der hier exemplarisch als früher und prominenter Identitäts-Theoretiker ausgewählt wurde, lässt sich die wechselseitige Abhängigkeit von Identität und Differenz, oder besser: Identitäts-Wahrnehmungen und Differenz-Wahrnehmungen, ab-

95 Mead (⁴2002 [1934]:136). Mead selbst relativiert diese streng dualistische Perspektive später, wie sich einem unvollendeten Manuskript, das als Teil seines Nachlasses veröffentlicht wurde, entnehmen lässt (vgl. Mead 1983: 88-184).

96 Mead (⁴2002 [1934]:136). Vgl. dagegen Ciompi (³2005 [1997]: 303-309) zum Körpererleben im Kontext einer fraktalen Affektlogik.

97 Vgl. hierzu exemplarisch Mead (⁴2002 [1934]: 153 und 209-213).

lesen. Ego kann Ego nur in der Unterscheidung von Alter wahrnehmen, gleichsam bleibt die Wahrnehmung von Unterschieden zwischen Ego und Alter auf deren jeweilige unterstellte Identität im Sinne einer relativen Kontinuität, Kohärenz und Konstanz des Selbst angewiesen. Bei Mead heißt dies: Kein Selbst ohne generalisierten Anderen, jedoch, so lässt sich schließen, auch kein generalisierter Anderer ohne Selbst, das auf ihn Bezug nimmt.⁹⁸ Zusammenfassend kann festgehalten werden: Identität muss in ihrer wissenschaftlichen Beobachtung, ebenso wie die Unterscheidungen, aus denen sie hervorgeht, als selektiv und kontingent konzipiert werden. Identität ist für den Beobachter erster Ordnung *so und nicht anders*, für den Beobachter zweiter Ordnung jedoch stets *so und auch anders möglich*. Im Beobachten als „Handhaben einer Unterscheidung“⁹⁹ sieht der Beobachter *sensu* von Foerster nicht nur nicht, was er nicht sieht, sondern er sieht auch nicht, *dass* er nicht sieht, was er nicht sieht.¹⁰⁰ Auch Identitäts-Wahrnehmungen stellen mithin beobachterabhängige Variationen eines Sehens dar, das an beobachterabhängige Variationen eines Nicht-Sehens gebunden ist und so auf Ego als identitätsunterscheidendes Agens zurückverweist.

Konstituiert sich Identität in unterscheidenden Bezugnahmen von Aktanten, so besitzt auch sie den Status einer Setzung, die sich ebenso in Unterscheidungs-Prozessen konstituiert wie sie selbst diese in ihrer Genese hervorbringt: „Ich‘ ist der Name, der konvergierende Beziehungen bezeichnet, und wenn alle Beziehungen, eine nach der anderen, abgezogen werden, dann bleibt kein ‚Ich‘ übrig.“¹⁰¹ Identität wird damit zu einem synchronen Regressunterbrecher, dessen Setzung Voraussetzung für die Handlungsfähigkeit von Aktanten ist. Selbst scheinbar basale und genotypisch verankerte Unterscheidungen von Geschlecht (*Mann/Frau*) oder Hautfarbe (etwa: *schwarz/weiß*) sind sowohl phänotypisch modifizierbar als auch vor allem in ihren aktantengebundenen Bezugnahmen und den mit ihnen verbundenen Gewichtungen und Bewertungen variabel.¹⁰² Für den Beobachter erster

98 Das Konzept des generalisierten Anderen ist dabei bei Mead wie gesehen zunächst auf die Wahrnehmung nicht generalisierter Anderer durch das sich bewertende Selbst angewiesen.

99 Luhmann (1991: 63). Luhmann entwirft Beobachtung als Operation zunächst unter Verzicht auf die Instanz des Beobachters und führt an anderer Stelle weiter aus: „Das Beobachten ist der operative Vollzug einer Unterscheidung durch Bezeichnung der einen (und nicht der anderen) Seite.“ (Luhmann 1992: 84) Vgl. auch Maturana (1991: 168-169) und (⁸2000: 110-112).

100 Vgl. etwa von Foerster (1979: 6), (²1984 [1981]: 288-289) und (1993: 26-28).

101 Flusser (1997: 146).

102 Mit der Dekonstruktion und Re-Konstruktion vermeintlich genetisch begründeter Differenzen wie Geschlecht und Rasse beschäftigen sich maßgeblich und mit politischer Zielsetzung die *Cultural Studies*. Vgl.

Ordnung muss Identitäts-Kontingenz alltäglich invisibilisiert werden, um ihn orientiert und handlungsfähig zu halten. Identität gerinnt damit zu etwas Virtuellem¹⁰³, zu einer *operativen Fiktion*, die als eine von vielen „sozial relevanten Orientierungs-Orientierungen“¹⁰⁴ an die Stelle eines utopischen objektiven Abgleichs mit einer vermeintlich diskursjenseitigen Realität die fiktive Rekursion auf gegenseitig erwartbares und unterstellbares kollektives Wissen setzt – hier z.B. das Wissen um die diachrone Konstanz von Identität.

2.2 SELBSTBEOBACHTUNG ALS FREMDBEOBACHTUNG ALS SELBSTBEOBACHTUNG: IDENTITÄT ALS REFLEXIVITÄTSPRODUKT

Bisher ist angenommen worden, dass sich Identität selektiv und kontingent in identitätsrelevanten Unterscheidungen von Aktanten konturiert und dass die mit Identitäts-Unterscheidungen einhergehende Kontingenz-Belastung von Aktanten alltagspraktisch durch die Annahme fiktiver Identitäts-Kohärenz (synchron und diachron) und Identitäts-Konstanz (diachron) bearbeitet wird. Wie gesehen kann Identität nur als Einheit der Differenz *Ego/Alter* bzw. *Wir/die Anderen* gedacht werden, so dass weder Ego ohne implizit mitlaufenden Alter, noch Alter ohne implizit mitlaufenden Ego unterschieden werden können.¹⁰⁵ Ego nimmt als kognitive Instanz auf sich selbst Bezug und erfährt sich so in identitätsherstellenden Selbstbeschreibungen, die als Geschichten des Selbst für das Selbst potentiell kommunizierbar sind und in identitätsdarstellenden Geschichten des Selbst für andere¹⁰⁶ kommuniziert werden können.

Beobachtet Ego sich selbst, laufen stets mindestens implizite Fremd-Beobachtungen von Alter mit, die in erneuten Reflexivitäts-loops wiederum die Beobachtungen Egos durch Alter und Alters durch Ego voraussetzen usw. Prozesse der Identitätsherstellung und Identitätsdarstellung können dabei, wie Schmidt betont, nicht nur unter kognitiven, sondern auch unter affektiven und moralischen Aspekten beobachtet werden und sind hochgradig affektiv und moralisch be-

hier stellvertretend für die Dekonstruktion von Geschlechts- und *Gender*-Differenzen Butler (²1999), für CS-Beschäftigungen mit Ethnizität und Rasse Hall (1995) und (1999a).

103 Vgl. Schmidt (2003b: 36) und (2003c: 357).

104 Schmidt (2003b: 25). Vgl. zu *operativen Fiktionen* auch Schmidt (2000b: 28) und (2003b: 33).

105 Ebd.: 106.

106 Die in ihrer kommunikativen Ausgestaltung von den kognitiven Selbstbeschreibungen Egos für Ego abweichen können und müssen. Zu Identitätsherstellung und Identitätsdarstellung vgl. ebd.: 108-112 und Schmidt (2003d).

setzt.¹⁰⁷ Ist Alter als kognitives Konzept nicht aus den Selbstbeobachtungen Egos fortzudenken, können auch die Selbstbewertungen Egos nicht losgelöst von dessen Bewertungen Alters gedacht werden: In seiner Setzung von Ego setzt und besetzt Ego nicht nur Ego affektiv und moralisch, sondern er setzt und besetzt auch Alter affektiv und moralisch, der wiederum als Ego' in seiner Setzung von Ego' nicht nur Ego' als Ego, sondern auch Alter' als Alter setzt und affektiv und moralisch besetzt.

Identität als Einheit der Differenz *Ego/Alter* bewertet so bereits im Moment ihrer Unterscheidung. Ego ist als Agens affektiv um ego-optimale Lust-Unlust-Äquilibrationen bemüht¹⁰⁸, die auf einer kognitiven Ebene in Zusammenhang mit egozufriedenen Selbstbeschreibungen stehen. Dabei kann sich Ego ebenso wenig dafür entscheiden, Ego zu sein wie statt Ego Alter zu sein¹⁰⁹, verfügt also gegenüber sich selbst als operativer Instanz über keine wählbare Alternative und erlebt sich selbst somit alltagspraktisch als nicht kontingente Prämisse all seines Handelns. Als Opfer einer Art intrinsischen Affektlogik¹¹⁰ nimmt Ego (ebenso wie Alter als Ego') seine handlungsbestimmenden Bewertungs-Biases bestenfalls wahr, ohne sich dieser jedoch grundsätzlich erwehren zu können. Dabei geht das Fühlen gemäß Luc Ciompi dem Denken nicht nur phylogenetisch voraus, sondern bildet ein grundlegendes a- bzw. präverbales Wahrnehmungsraster zur weiteren analytischen bzw. kognitiven Modifikation:

„Gefühle stellen [...] eine weit ursprünglichere, sowohl summarischere als auch umfassendere Art von Perzeption und Kommunikation mit der begegnenden Umwelt dar als der (spezifisch menschliche) Intellekt: Sie vermitteln averbal erste noch weitgehend ganzheitliche ‚Eindrücke‘ bzw. ‚Ausdrücke‘ (oder Befindlichkeiten, Stimmungen, Gerichtetheiten, Intentionalitäten) und bilden so eine Art grundlegenden Raster, der durch den analytischen Intellekt sozusagen weiter moduliert und ausdifferenziert wird.“¹¹¹

107 Vgl. Schmidt (2003b: 111-114).

108 Vgl. Ciompi (⁵1998: 91 und 248). Die Annahme, dass Lust Unlust braucht, um wahrnehmbar zu werden und vice versa, ist die eines Beobachters zweiter Ordnung, der nach den Voraussetzungen der Möglichkeit von Lust- und Unlust-Empfindungen fragt. Im nicht-pathologischen Normalfall ist der alltagshandelnde Beobachter erster Ordnung hingegen ausnahmslos um selbstoptimale Lust-Empfindungen bemüht und erfährt dementsprechend Unlust und Unzufriedenheit lediglich als nicht-intendierte Handlungs- bzw. Verhaltens-Konsequenzen.

109 Vgl. Luhmann (1992: 63).

110 Vgl. Ciompi (⁵1998) und (³2005 [1997]).

111 Ciompi (⁵1998: 82). Dazu auch Schmidt (1994b: 13-14): „Wichtig ist nun, dass nach heutigem Kenntnisstand alle Operationen im Neocortex gesteuert werden vom limbischen System, also von emotionalen und intentionalen Komponenten, mit denen das Gehirn seine eigenen

Ciampi beschreibt Affekte weiter sowohl als Energielieferanten, Motoren und Motivatoren aller kognitiven Dynamik als auch als Komplexitätsreduktoren und entscheidend für die Verteilung von Aufmerksamkeit.¹¹²

Mit den affektiven Grundlagen von Unterscheidungsprozessen beschäftigt sich auch Lawrence Grossberg. Grossberg entwirft in der Auseinandersetzung mit Fantum Mechanismen der Legitimation affektiver Urteile mittels der retrospektiven Konstruktion ideologischer Mehrwerte.¹¹³ Die von Grossberg am Beispiel popkultureller Geschmacks-Urteile dargestellten Pseudo-Rationalisierungen erfüllen jedoch sowohl für Ego als auch für Alter in erster Linie eine Verschleierrungsfunktion: Sie verhüllen den Umstand, dass es affektiv längst zu spät ist, dass affektive Wertungen präkommunikativ längst gefällt sind, bevor sie gegen etwaige Kritik von Ego wie Alter pseudorational immunisiert werden können. Für die sozialisatorisch frühzeitig verinnerlichten moralischen Prinzipien und Orientierungen gilt, wenn auch in geringerem Ausmaß, Ähnliches: Moral als Einheit der Differenz *gut/böse* ist untrennbar verbunden mit Affekt als Einheit der Differenz *angenehm/unangenehm (Lust/Unlust)*¹¹⁴: Was gut ist, fühlt sich auch gut an oder sollte es zumindest (Zielpräferenz); was böse ist und sich trotzdem gut anfühlt, schlägt meist in Form eines schlechten Gewissens gegen den moralisch Abtrünnigen zurück und bringt damit über Bande doch noch die moralisch gebilligten affektiven Besetzungen bzw. die affektiv besetzten moralischen Missbilligungen.¹¹⁵ Dementsprechend entwirft Ciampi Wertsysteme als eine in der Regel dauerhafte Kombination von ganz bestimmten kognitiven Inhalten mit positiven und negativen Affekten.¹¹⁶

Mit Ciampi soll hier weiterhin von einem obligaten Zusammenwirken affektiver und kognitiver Komponenten in allen psychischen Leistungen ausgegangen werden.¹¹⁷ Die von Grossberg als affektiv bewerteten Geschmacks-Urteile sind somit nicht grundsätzlich von Prozessen der Schemabildung und kognitiven und moralischen Komponenten gesondert. Im Kontext dieser Arbeit wird indes eine affekti-

Operationen bewertet und orientiert. Das heisst [sic] also, wir müssen bei allem Nachdenken über Kognition immer mitberücksichtigen, dass es sich um einen emotional gesteuerten und äquilibrierten Prozess handelt.“

112 Hier handelt es sich nur um eine Auswahl der von Ciampi (³2005 [1997]: 93-128) beschriebenen Funktionen von Affekten als grundlegenden Operatoren von kognitiven Funktionen.

113 Vgl. Grossberg (²2001 [1992]: 60-61).

114 Vgl. Ciampi (⁶1998: 83).

115 Vgl. Keller (2003: 110-111) und Schmidt (2003b: 115-127). Vgl. zum Zusammenhang von Ästhetik und Moral auf den Ebenen Reflexion, Rezeption und Produktion Pikulik (2003).

116 Vgl. Ciampi (³2005 [1997]: 87).

117 Vgl. Ciampi (⁶1998: 43) und (³2005 [1997]: 13).

ve Entscheidungs-Dominanz in Bezug auf Geschmacks-Unterscheidungen angenommen, die sich zum einen in einer für Ego unhintergehbaren, weil affektiv gestärkten Pseudologik seines eigenen Geschmacks manifestiert. Zum anderen können die schematisierten und eher kognitiv-argumentativ basierten Entscheidungsgrundlagen Ego im Moment der Unterscheidung als averbal noch beschreibungs-unzugänglich, also sich selbst ebenso wie Alter nicht erzählbar sein.¹¹⁸

Die von Grossberg vorgeschlagene Retrospektivität soll sich dementsprechend hier auf die Kommunikabilität der Entscheidungsbegründungen Egos für Ego wie Alter beziehen: Ego erlebt sich und seinen Geschmack in Unterscheidungsprozessen für gewöhnlich zunächst affektiv-averbal, bevor er kognitiv wie kommunikativ in verbalisierbare Begründungsprozesse eintritt.

Der Umstand, dass die Fremdbeobachtung des eigenen Selbst der Beobachtung durch Ego unzugänglich ist¹¹⁹, wird, wie bereits in Kapitel 2.1 in Anlehnung an Mead dargestellt, kompensiert durch Reflexivitätsschlaufen, deren Referent von Mead noch vereinfacht als personifizierter *generalized other* gefasst wird. Alles in allem erscheint sich Ego weiterhin ebenso unumstößlich logisch als Ego, wie ihm Alter als Alter begegnet – Setzungen und Bewertungen inklusive. Rusch beschreibt das Selbst-Konzept als

„den organisationellen Kern oder den Set von Konstruktionsprinzipien und -axiomen [...], auf dessen Grundlagen eine Person Verhalten als *ihr* Verhalten [ebenso wie das Verhalten bzw. Handeln von Alter als Verhalten bzw. Handeln von Alter, KK] synthetisiert, beobachtet, identifiziert und bewertet“¹²⁰ [Hervorhebung im Original, KK].

Ego hat für Ego axiomatischen Charakter, weil es für die Wahrnehmung von Ego weder ein unvermittelt wahrnehmbares zeitliches Prä- noch Post-Ego noch ein unvermittelt wahrnehmbares räumliches Jenseits-Ego (bzw. Jenseits-Egos-Beobachtungs-Skopos) gibt. Ego bleibt damit für sich selbst als Beobachtungsinstanz unhintergebar. Wenn

118 Vgl. ebd.: 55-56 zur Möglichkeit emotionaler Reaktionen auf sensorische Reize ohne Beteiligung des Neocortex und damit ohne bewusste Reflexion. Vgl. auch Ciompi (⁵1998: 50) zur indirekten Herrschaft des Lustprinzips über das Denken. Im Zusammenhang mit negativen Emotionen beschreibt die Psychologin Averil Leimon die Dominanz von Affekt- über Kognitions-Wahrnehmungen: „We often don't hear our own negative thinking; we just experience the emotion behind it.“ (Leimon, zitiert nach Bar 2005: 87)

119 Vgl. Barthes (1988 [1977]: 218), Goffman (2003 [1959]: 68), Luhmann (1992: 18-19) und Schmidt (2003b: 108).

120 Rusch (1987: 135). Ähnlich beschreibt bereits Goffman (1982 [1971]: 473) das Selbst als „Code, der fast allen Handlungen des Individuums Sinn verleiht und eine Basis für ihre Organisation liefert.“

Aktanten affektiv um selbst-optimale Lust-Unlust-Äquilibrationen bemüht sind, verlangen diese auf einer kognitiven Ebene nach weitmöglichster Zufriedenheit mit ihrem Selbstbild in Form positiver Selbst-Bewertungen. Da sich Egos Selbstbild wie gesehen in Relation zu Alter konturiert, sind auch Egos Bewertungen des eigenen Selbst nicht sinnvoll unabhängig von seinen Relationierungen mit und Bewertungen von Alter zu betrachten: Wenn Ego nicht die Wahl hat, Ego zu sein oder nicht Ego zu sein (und statt seiner Alter zu sein), kann sich für ihn nur dann Selbst-Zufriedenheit einstellen, wenn Ego seine Relationierungen mit Alter als einem positiven Selbstbild zuträglich, weil assoziierend/dissoziierend selbstbildförderlich, erlebt, sei es durch dissoziierende Abgrenzungen oder assoziierende, kognitive wie kommunikative, Bündnisse.¹²¹

Das Selbstkonzept als dynamische kognitive Struktur bildet die Schnittstelle analytisch getrennter intrapersonaler und interpersonaler Prozesse.¹²² Da Intra- ebenso wie Interpersonalität sowohl als Konsequenz aus Unterscheidungen der Differenz *Ego/Alter* hervorgehen als auch diese bedingen, setzen intrapersonale Prozesse für Ego ein implizites Mitlaufen von Alter (und damit Interpersonalität) allein schon zum Vorstellbar-Werden Egos (und Alters) voraus, so wie interpersonale Prozesse minimal nach der Annahme zweier Aktanten – und damit deren kognitiver Systeme und Selbst-Bilder – verlangen. Unterscheidet man zwischen Selbsttheorien oder -konzepten und Umwelttheorien¹²³, sind also auch diese komplementär und stehen in konstitutivem Verhältnis zueinander, weil es ein umweltloses Selbst genauso wenig geben kann wie eine ‚Selbst‘-lose Umwelt.

Das Selbst ist wie gesehen zugleich setzende Instanz (kognitives Ich) aller kognitiven Operationen und Bezugsreferent, wird also von Ego als Struktur (soziales Ego) in Differenz zu Alter wahrgenommen.¹²⁴ Während im Bezug auf die Differenz *Ego/Alter* personale Identität unterschieden wird, verorten Unterscheidungen der Differenz *Wir/Die Anderen* Ego in seiner Zugehörigkeit zu spezifischen Gruppen oder Kategorien und konturieren so dessen soziale Identität. Derartige Kategorisierungen sind wiederum unvermeidlich mit affektiven und moralischen Bewertungen verbunden, die sich beispielsweise in Ingroup-Favorisierungen und Outgroup-Diskriminierungen manifestieren.

121 Vgl. zu Selbst-Zufriedenheit als Handlungs-Ziel Tajfel (1982: 101) sowie prominent Festingers (1954) Theorie des sozialen Vergleichs. Vgl. zu parasozialen Vergleichsprozessen ausführlich Kapitel 6.

122 Vgl. wie einleitend zitiert Zimbardo (⁶1995 [1974]: 502).

123 Vgl. etwa Schmidt (1993: 392).

124 Vgl. Schmidt (2003b: 105). Im Kontext dieser Arbeit bezeichnet *Ego* weiterhin sowohl das kognitive Ich als operative Instanz als auch das Selbstbild Egos als Bezugsreferent. Wo nötig kann *Ego* durch den Verweis auf seine aktuelle Bedeutung als Bewusstseins-Instanz bzw. als kognitive Struktur spezifiziert werden.

tieren. Anders als von Bert Klandermans beschrieben, ist soziale Identität eine nicht nur für Selbst-, sondern auch für Fremdkonzepte relevante Kategorie¹²⁵, nicht zuletzt deshalb, weil soziale Identität wie personale Identität Resultat reflexiver Unterscheidungs-Prozesse sind.

Ego als Reflexivitätsprodukt der Differenz *Ego/Alter* kann sich auf sich selbst nur in Differenz zu Alter verlassen, was auch daraus ersichtlich ist, dass psychische Störungen vor allem psychotischer Natur sich gemeinhin auf veränderte bzw. abweichende Unterscheidungen bzw. Unterscheidungs-Gewohnheiten von *Ego/Alter* zurückführen lassen. Der psychotische Aktant fällt, metaphorisch gesprochen, aus dem gesellschaftlich ko-orientierten Rahmen, was wiederum zirkulär reflexiv seine Pathologie einerseits begründet, andererseits sich aus dieser ergibt. Die Psychose als Unterscheidungs-Knockout wird erst wahrnehmbar im Rahmen einer ko-orientierten Entscheidung über die Differenz *psychotisch/nicht-psychotisch*, womit, salopp formuliert, die Gesellschaft den psycho-pathologischen Aktanten krank macht.¹²⁶

Normaliter jedoch streben Aktanten danach, die auf ihr Selbst bezogenen Selbst- wie Fremdbewertungen im Dienste ihrer Selbst-Zufriedenheit zu optimieren. Ego möchte nicht frei flottieren und sich selbst sowie zumindest den von ihm akzeptierten Teilen seiner Umwelt gefallen.¹²⁷ Der Wunsch nach Selbst-Zufriedenheit aus optimierten Bewertungen Egos durch Ego wie Alter liegt als Handlungsprämisse allen Operationen Egos zugrunde. Identitätsdarstellendes Handeln als versuchte Einflussnahme auf Alters Bewertungen von Ego ist beispielsweise von Erving Goffman prominent beschrieben und später unter anderem von Richard Sennett aufgegriffen worden.¹²⁸ Autoren, die sich mit Identitätsdarstellungen beschäftigen, arbeiten vielfach mit der unsauberen Differenz-Setzung *authentisch/inszeniert*, die die Differenzen *authentisch/inauthentisch* und *inszeniert/nicht-inszeniert* in beobachtungstheoretisch hinderlicher Form miteinander verquickt.¹²⁹ Dabei unterstellen die Autoren erfahrungsgemäß überwiegend – analog zu den realistischen Annahmen alltagshandelnder Aktanten – eine zumindest partielle Einsehbarkeit kognitiver Systeme, die vorzugeben erlaubt, empirisch zwischen von/für Ego hergestellter und vor/für Al-

125 Vgl. Klandermans (1999: 263). Vgl. zu sozialer Identität Mummendey (²1995: 105-110) und Schmidt (2003b: 112-114).

126 Vgl. zu psychopathologischen Konstruktionen Simon (2000). Vgl. auch Ciompi (³2005 [1997]: 209-236) zu Psychopathologie und von Foerster und Pörksen (⁵2003 [2001]: 76-79) zur Unterscheidung von Gesundheit und Krankheit.

127 Vgl. Keller (2003: 108).

128 Vgl. Goffman (2003 [1959]) und Sennett (¹³2002 [1974]). Vgl. ausführlich Kapitel 2.3.

129 Vgl. exemplarisch Gross (1999: 123). Vgl. kritisch die Beiträge in Fischer-Lichte und Pflug (Hrsg.) (2000), z.B. Fischer-Lichte (2000: 18) und Meyer (2000a: 105-106).

ter *dargestellter* Identität unterscheiden zu können. Eine angenommene Authentizität wird ausschusshaft in Kontrast zu einer angenommenen Inszenierung gesetzt. Der Tenor traditioneller Authentizitätsdebatten lässt sich in der Überzeugung zusammenfassen, dass Inszenierung und Authentizität sich wechselseitig ausschließen und sich Identität authentisch folglich nur uninszeniert vermitteln könne – ein realistischer Trugschluss, der die Fiktivität von Authentizität ebenso wie von Identität verkennt.¹³⁰

An dieser Stelle bleibt vorerst festzuhalten, dass Aktanten als setzende Instanzen in Unterscheidungen der Differenz *Ego/Alter* Identität reflexiv generieren und dass diese Unterscheidungs-Setzungen stets mit affektiven und moralischen Besetzungen und Bewertungen einhergehen, die Ego für Ego gegenüber Alter begünstigen sollen und wollen, wenn auch nicht immer können. Beziehungsbedürfnisse lassen sich so nicht zuletzt daraus erklären, dass Aktanten andere Aktanten zur Bestätigung ihrer Selbstbilder in Differenz zu Fremdbildern benötigen.¹³¹ Oder, wie es Flusser formuliert: „Ich‘ meint, daß andere ‚Du‘ dazu sagen.“¹³²

Dies belegt auch ein Überblick über Bedürfnistypologien und -systeme, die sich ebenso zahlreich wie abwechslungsarm vor allem in Psychologie und Sozialwissenschaften finden.¹³³ So hierarchisiert der Psychologe Abraham Harold Maslow acht Bedürfnistypen gemäß ihren phylogenetischen Entwicklungsstufen von basalen biologischen Bedürfnissen nach Nahrung, Sexualität und Entspannung bis zu Bedürfnissen nach Transzendenz.¹³⁴ Während Bindungsbedürfnisse bei Maslow explizit auf der dritten Hierarchie-Ebene auftauchen, sind Aktanten auch für die Befriedigung der sieben verbleibenden Bedürfnistypen (biologische Bedürfnisse, Sicherheit, Selbstwert, kognitive Bedürfnisse, ästhetische Bedürfnisse, Selbstverwirklichung, Transzendenz) auf Ko-Aktanten und soziale Orientierungsprozesse angewiesen. Ähnlich ordnet auch der Psychologe und Soziologie Seev Gaset in seiner viergliedrigen Bedürfnishierarchie soziale Bedürfnisse als zweite Stufe nach den physiologischen Grundbedürfnissen an, ge-

130 Vgl. ausführlich Kapitel 3.

131 Die identitäts- und kognitionslastige Argumentation dieses Kapitels soll dabei nicht in Vergessenheit geraten lassen, dass Alter für Ego nicht nur identitätsgeneratorisch von Nutzen und Nöten ist, sondern auch, um den Ablauf des „genetische[n] Programm[s] zur Art- und Individualerhaltung“ (Westerbarkey 1991b: 30) zu sichern.

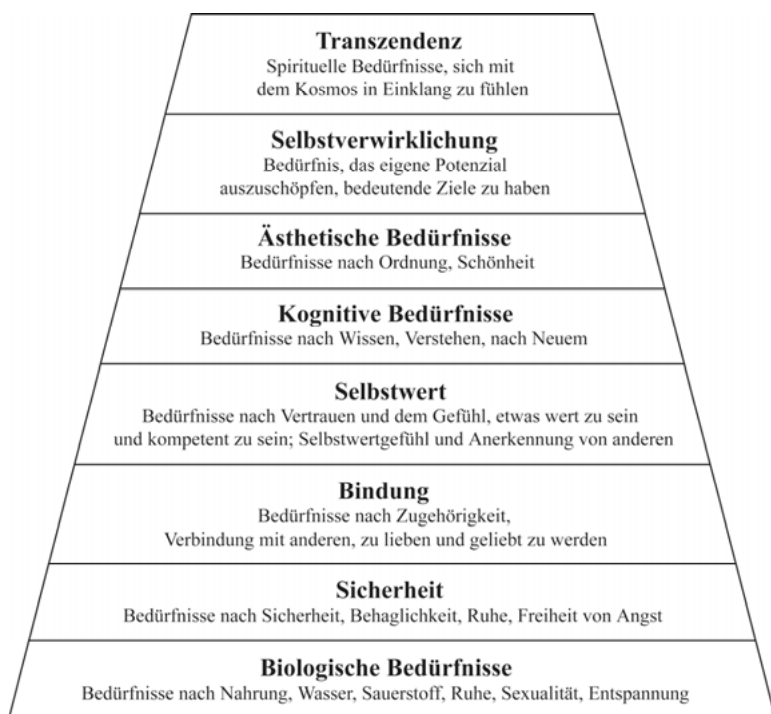
132 Flusser (1997: 146).

133 Vgl. zum Bedürfnisbegriff Drabczynski (1982: 30), zu dessen problematischer Verwendung in der empirischen Kommunikationsforschung vgl. Früh (1991: 15-16) und Kunczik (1984: 56).

134 Vgl. Maslow (1984: 62-79) und Zimbardo (⁶1995 [1974]: 415-416).

folgt von – ebenfalls ko-orientierungsabhängigen – Bedürfnissen nach Anerkennung und Sinngebung.¹³⁵

Abbildung 1: Achtstufige Bedürfnishierarchie nach Abraham H. Maslow



Auch kommunikationswissenschaftliche Bedürfnistypologien bzw. Medien-Nutzen- oder Medien-Funktionstypologien beinhalten nahezu ausnahmslos Verweise auf soziale Bedürfnisse: So unterscheidet beispielsweise Gerhard Unholzer zwischen den *publizistischen Funktionen Information, Escape und Gesprächsstoffvermittlung*¹³⁶, Horst Holzer unterstellt Medien-Nutzung in marxistischer Tradition den drei *Gebrauchswertansprüchen Wissensvermittlung, Sozialtherapie und Legitimationshilfe*¹³⁷, und Henk Prakke liefert vier *Beweggründe zur Teilnahme an Kommunikation (Nachrichtengebung, Meinungsbildung, soziale Orientierung und Unterhaltung)*, von denen er annimmt, dass sie mit funktional determinierten publizistischen Themenbereichen korrespondieren¹³⁸. Denis McQuail, Jay G. Blumler und J. R. Brown

135 Vgl. Gasiet (1981: 250-284).

136 Die deshalb als *Funktionen* funktionieren, weil sie auf unterstellte Bedürfnisse rekurrieren. Vgl. Unholzer (1972: 188-189).

137 Vgl. Holzer (1973: 154-156).

138 Vgl. Prakke (1968: 149).

erhalten aus der Korrelation ihrer Befragungsergebnisse zur Rundfunk-Nutzung insgesamt vier Bedürfnis-Dimensionen, die sie als Typen von „media-person-interaction“¹³⁹ bezeichnen: Neben *Diversion* (Ablenkung, Zeitvertreib) und *Surveillance* (Orientierung, Information) finden sich bei den Autoren auch die Dimensionen *Personal Relationships* und *Personal Identity*¹⁴⁰ – womit auch hier der Bogen zur differentiellen Identitätsgenese geschlagen ist.

Als Bilanz einer Synopse der bekanntesten Typologien kommunikativer Bedürfnisse unterscheidet Joachim Westerbarkey drei „relativ selbständige, interdependente und partiell widersprüchliche Grundbedürfnisse“¹⁴¹ – *Lust*, *Beziehung* und *Orientierung* – mit jeweils spezifischen Befriedigungsebenen und -fristen¹⁴², die sich hier unter einer identitätskonstruktiven Perspektive wiederum gemeinsam fassen lassen: Ego ist bestrebt, sich nach eigenen Maßstäben als Herr der Differenz *Ego/Alter* zu fühlen, um auf ihrer Basis ein Selbstkonzept generieren zu können, das Ego aus den reflexiven identitätsrelevanten Beobachtungs- und Bewertungsprozessen möglichst selbst-zufrieden hervorgehen lässt – und das damit sowohl prozessuales Resultat von Lust-, Beziehungs- und Orientierungsbedürfnissen ist als auch die Inangriffnahme von deren Befriedigung ermöglicht.

Identitäts-Unterscheidungen sind immer auch Selbstoptimierungsbemühungen, insoweit Ego darum bemüht ist, im Dienste seiner Selbst-Zufriedenheit sein von ihm aktuell beobachtetes in sein für ihn vorstellbares ideales Selbst zu überführen.¹⁴³ Das Individuum nimmt eine Differenz zwischen *Ego Haben* und *Ego Soll* wahr, die sich in einem unterschiedlich stark ausgeprägten Gefühl der Unvollkommenheit niederschlägt und damit zugleich als affektiver Motor dessen Handeln begründet, das letztlich immer auf kognitive wie affektive Selbst-Zufriedenheit zielt.¹⁴⁴ Dabei ist Ego in seinen Selbstbe-

139 McQuail/Blumler/Brown (1972: 154).

140 Vgl. McQuail/Blumler/Brown (1972). Angesichts der relativen Stagnation der Medien-Nutzungsforschung wird auf die Darstellung neuerer Ansätze an dieser Stelle verzichtet.

141 Westerbarkey (1991b: 30-31).

142 Vgl. Westerbarkey (1991b).

143 Vgl. Luhmann (1992: 211) zu Perfektion als Ziel der Wahrheitssuche: „Nur wenn man Steigerungsskalen unterstellt, ist Perfektion zugleich der nicht mehr überbietbare Superlativ, in dem auch noch das Streben nach Besserem zur Ruhe kommt.“

144 Kognitiv lässt sich Selbst-Zufriedenheit als Ego zufrieden stellende, potentiell kommunizierbare Selbst-Beschreibungen und -Bewertungen fassen, während affektive Aspekte von Selbst-Zufriedenheit auf ego-optimale Lust-Unlust-Äquilibrationen verweisen. Vgl. zum Zusammenhang von (als ‚real‘ wahrgenommenem) Selbstbild und Selbstideal ausführlich die Auseinandersetzung mit Blochs (v. a. 1985 [1959]) Konzeption von Identität im Kontext von Immanenz und Transzendenz in Kapitel 6.2.

wertungen stets auf Relationierungen mit Alter als relevantem Anderen und unterstellter Bewertungsinstanz von Ego angewiesen.¹⁴⁵ Vergleichsprozesse von realem und idealem Selbst beschreibt Michael Eckert in Anlehnung an Ernst Blochs *Zweiseitentheorie*: Ego nimmt Ego in seiner aktuellen Verfasstheit wahr gebrochen an einer nicht verwirklichten Version von Ego¹⁴⁶, die die subjektabhängigen, aber sozial orientierten identitätskonstruktiven Ziele Egos summiert. In Blochs *Ontologie des Noch-Nicht-Seins* und ihren Fortführungen durch Eckert wird die Immanenz des Individuums dabei unverändert in ontologischen Kategorien als imperfekter Ist-Zustand beschrieben, während jedoch, anders als in klassisch dualistischen Theorien, die aktuell noch unverwirklichte Möglichkeit einer Transformation des selben Selbst in seine potentiell vollendete Ausprägung betont wird.

Selbst-Zufriedenheit als utopische Zielvorstellung kann indessen zu ernsthaften psychischen Problemen führen, wenn Ego für sich selbst nicht gut genug abschneidet. Wenn Egos ideales Selbst nach eigener, sozial rückgekoppelter Wahrnehmung in zu weite Ferne rückt, resigniert Ego unter ungünstigen Umständen in einer depressiven Handlungslähmung, weil ihm sein Selbst-Konzept nicht mehr zu retten scheint. Goffman beschreibt derartige soziale Vergleichsprozesse ungünstigen Ausgangs in *Stigma: Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*:

„Die unmittelbare Gegenwart von Normalen verstärkt wahrscheinlich die Spaltung zwischen Ich-Ideal und Ich, aber Selbsthaß und Selbsterniedrigung können auch stattfinden, wenn nur das stigmatisierte Individuum und ein Spiegel vorhanden sind [...]“¹⁴⁷

Aktanten werden in ihrem Handeln folglich nicht nur von einem biologischen Selbsterhaltungstrieb bestimmt, sondern auch von einem Bedürfnis nach Selbsterweiterung bzw. -optimierung.¹⁴⁸ Ego rekurriert auf Alter als ego-externe Quelle, sowohl um sein wahrgenommenes Selbst in seiner aktuellen Verfasstheit abzugrenzen und vergleichend zu bewerten, als auch um ein fassbares ideales Selbst zu generieren,

145 Vgl. auch die Auseinandersetzung mit Meads generalisiertem Anderen in Kapitel 2.1.

146 Vgl. Bloch (v. a. 1985 [1959]) und Eckert (1981). Eckert (ebd.) bezeichnet das als real wahrgenommene Selbst als *immanentes Selbst* und stellt dieses dem idealen Selbst in Form des *immanenten transzendenten Selbst* gegenüber.

147 Goffman (³1979 [1963]: 16). Auch auf den Spiegel kann das sich selbst be- und abwertende Individuum verzichten, weil Ego Alter in seinen selbstrelevanten Unterscheidungen von *Ego/Alter* bereits verinnerlicht (hat).

148 Vgl. wie dargestellt exemplarisch Gasiet (1981: 250-284) und Maslow (1984: 62-79).

das Bezug nehmend die im Messen mit Alter wahrgenommenen Lücken des Real-Selbst¹⁴⁹ zu schließen vermag. Dabei personifiziert Alter sowohl utopische als auch anti-utopische Aspekte Egos; das Selbstkonzept Egos braucht zu seinem Vorstellbar-Werden Alter in all seinen Schattierungen. Dazu gehört auch, dass dem idealen Selbst als Selbst-Utopie zur Konstitution der Differenz *Selbst-Utopie/Selbst-Anti-Utopie* eine ebenso potentiell mögliche negative Extremversion des Real-Selbst gegenübergestellt wird: *So sollte es sein* vs. *So schlimm könnte es kommen*.

Während der für Identitätsherstellungen maßgebliche Aspekt einer Anti-Utopie des Selbst im Identitäts-Diskurs weitgehend vernachlässigt wird, beschreibt Erikson eben diese anti-utopische Vorstellung des Selbst unter dem Begriff der negativen Identität:

„In unserer Kultur ist es üblich, daß die unbewußte negative Identität (das Bild, dem ähnlich zu sein das Ich am meisten fürchtet) sich aus Bildern eines mißhandelten (kastrierten) Körpers, einer ethnisch fremden Gruppe und einer ausgebeuteten Minderheit zusammensetzt. [...] Denn das Ich versucht während seiner Bemühungen um Synthese, das mächtigste Ideal und das stärkste negative Leitbild (sozusagen als absolute Gegner) in sich aufzunehmen und mit ihnen die ganze Bilderwelt von Gut und Böse, Überlegenheit und Unterlegenheit, männlich und weiblich, freigebohren und Sklave, potent und impotent, schön und häßlich, rasch und langsam, groß und klein, in einfache Alternativen aufzuteilen, um die verwirrenden Einzelfehden in *einer* großen Schlacht und nach *einem* strategischen Plan zum Ausgang zu bringen.“¹⁵⁰ [Hervorhebungen im Original, KK]

Wenn es zu einem späteren Zeitpunkt um die Funktionen von Starkult für Identitätsgenese gehen soll, wird insbesondere diese Unterscheidung zwischen utopischem und anti-utopischem Selbst – oder angelehnt an Erikson zwischen *idealer Identität* und *negativer Identität*; angelehnt an Bloch bzw. Eckert zwischen *immanentem transzendente*m und *immanentem negativ-transzendente*m Selbst – eine bedeutende Rolle spielen. Vorerst kann zusammenfassend festgehalten werden: Ego braucht Alter zur Konstitution der Differenz *Ego/Alter* und damit zur Konstruktion von Ego und Alter; Ego strebt danach, mit Ego nach eigenen Maßstäben gerechtfertigt affektiv wie kognitiv zufrieden sein zu können; und Ego ist wiederum auf Alter angewiesen, um zu diesem Zweck sowohl in positiver Anlehnung an als auch in negativer Ab-

149 Das hier als Kontrapol des Ideal-Selbst gewählt wird und das von Ego als real wahrgenommene Selbstbild als Prämisse seiner Handlungsfähigkeit meint.

150 Erikson (1966: 28).

grenzung von Alter eine utopische bzw. anti-utopische Version von Ego vorstellbar werden zu lassen.

2.3 IDENTITÄTS(AUS)HANDLUNGEN: ROLLEN ALS SCHEMATISIERTE RELATIONIERUNGS-KONSTANZEN

„In der Soziologie gibt es nur wenige Begriffe, die allgemeiner verwendet werden als ‚Rolle‘, nur wenige, denen mehr Bedeutung zugemessen wird, und wenige, die so sehr schwanken, wenn man sie genauer untersucht.“¹⁵¹

„Die Ausdrucksmöglichkeit des Einzelnen [...] scheint zwei grundlegend verschiedene Arten von Zeichengebung in sich zu schließen: der Ausdruck, den er sich selbst gibt, und der Ausdruck, den er ausstrahlt.“¹⁵²

Um relativ verlässliche Selbst- und Fremdkonzepte generieren zu können, muss Ego wie gesehen für sich selbst – ebenso wie für Alter – eine diachrone Konstanz ebenso wie synchrone und diachrone Kohärenz von Identität annehmen können. Der Notwendigkeit, Identität als diachron konstant und synchron wie diachron kohärent wahrzunehmen, stehen indes Beobachtungen Egos gegenüber, der sowohl sich selbst als auch Alter handelnd alltäglich in wechselnden Situationen erlebt, die zumindest teilweise dissonante Handlungs- und damit Selbst-Aspekte zu Tage treten lassen. Selbstkonzepte wie Fremdkonzepte müssen deshalb in der Lage sein, beliebige Handlungen von Ego bzw. Alter etwaigen Widersprüchlichkeiten zum Trotz kohärent zu integrieren.¹⁵³ Flexibilität und Kohärenz von Identität funktionieren in Komplementarität: Erst die Annahme, dass eine kohärente Identität vorausgesetzt werden kann, erlaubt die flexible Integration divergierender Handlungen und Handlungsweisen, ebenso wie umgekehrt Identitätskohärenz und -konstanz nur angesichts einer relativen integrativen Toleranz gegenüber abweichenden Handlungen angenommen werden können.

Um der Kontextabhängigkeit des Handelns von Aktanten gerecht zu werden, greift man in der Soziologie traditionell auf das Konzept der *sozialen Rolle* zurück. Rollen-Theorien sind nahezu immer auch Selbstdarstellungs-Theorien, die von einer kohärenten und konstanten

151 Goffman (1973 [1961]: 95).

152 Goffman (2003 [1959]: 6). Eine ähnliche Aussage findet sich bezeichnenderweise bei Simmel (1992a [1899]: 409) bezüglich der Lüge: „Die Lüge fordert immer zwei Vorstellungssreihen: eine, die der Lügner selbst für die wahre hält, und eine davon abweichende, die er im Bewußtsein des Belogenen erzeugen will.“

153 Vgl. Rusch (1987: 134-135) und Schmidt (2003b: 109).

Identität ausgehen, über die Aktanten darstellerisch verfügen, indem sie, bewusst wie unbewusst und in Abhängigkeit von Kontext und interpersonellen Beziehungen, Aspekte zur Darstellung auswählen und andere zu verbergen suchen.¹⁵⁴ Erving Goffman, amerikanischer Soziologe und Begründer der *Impression-Management-Theory*, fasst seine Interaktions-Beobachtungen unter der dramaturgischen Metapher der *Welt als Bühne*¹⁵⁵. Anhand der Interaktions-Theorie Goffmans als einem der prominentesten Rollen-Theoretiker soll hier kritisch und exemplarisch die Bedeutung von Rollen als schematisierten Identitäts-Aspekten verdeutlicht werden, die für den Beobachter erster Ordnung nur unter der Prämisse als soziale Rollen akzeptabel sind, dass sie sich stets einem ihnen übergeordneten, relativ beständigen Identitätskern zurechnen lassen. Goffmans Überlegungen dienen hier als Ausgangsbasis für eine eigene Rollen-Konzeption, die später in der Beschäftigung mit den Rollen-Herstellungen und -Darstellungen von Star und Star-Nutzern fruchtbar gemacht werden soll.

Wenngleich er angibt, seiner Metaphernwahl kritisch gegenüberzustehen¹⁵⁶, strukturiert Goffman seine Interaktions-Theorie durchgängig in strenger Analogie zum Theater. Dementsprechend überrascht es nicht, dass die deutsche Übersetzung von *The Presentation of Self in Everyday Life – Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag* – in ihrem Titel den Fokus Richtung Theater-Metapher verschiebt und damit im Grunde die explizierte Intention Goffmans missachtet, sich einen sensu Goffman offensichtlich abgegriffenen und unzulänglichen Vergleich zunutze zu machen, um eine spezifische Perspektive zur Analyse sozialen Lebens zu offerieren.¹⁵⁷

Für Goffman stehen interagierende Aktanten unter einem „totalen Rollenverdacht“¹⁵⁸: Aktanten – sensu Goffman *Darsteller* – stellen in *Interaktionen* ohne Unterlass *Rollen* vor Interaktionspartnern, ihrem *Publikum*, dar. *Interaktion* beschreibt Goffman unscharf als wechselseitigen Einfluss von Individuen auf ihre Handlungen während ihrer unmittelbaren physischen Anwesenheit¹⁵⁹, wobei sich die definitorische Unschärfe aus einer tautologisch-widersprüchlichen Erweiterung der ersten Begriffsbestimmung ergibt: „Eine Interaktion kann definiert werden als die *Summe* von Interaktionen, die auftreten, während eine gegebene Gruppe von Individuen ununterbrochen zusammen ist

154 Vgl. dazu kritisch Kugler (1998: 155).

155 Vgl. Goffman (1980 [1974]: 143) und (2003 [1959]: 232).

156 „Die Behauptung, die ganze Welt sei eine Bühne, ist so abgegriffen, daß die Leser ihre Gültigkeit richtig einschätzen und ihrer Darstellung gegenüber tolerant sein werden, weil sie wissen, daß sie nicht zu ernst genommen werden darf.“ (Goffman 2003 [1959]: 232)

157 Vgl. ebd.: 3.

158 Dahrendorf (2003 [1969]: VIII).

159 Vgl. Goffman (2003 [1959]: 18).

[...].“¹⁶⁰ [Hervorhebungen im Original, KK] Eine *Darstellung* (*performance*) beinhaltet laut Goffman die gesamte Tätigkeit eines bestimmten Teilnehmers in einer bestimmten Situation, die dazu dient, andere Teilnehmer in irgendeiner Weise zu beeinflussen¹⁶¹ und ist mithin gekennzeichnet durch die manipulative Intention des Darstellers. Die naheliegende Frage nach der Überprüfbarkeit von Beeinflussungsintentionen wird von Goffman durch eine Gleichsetzung von Interaktion und Darstellung umgangen: Analog zu Paul Watzlawicks et al. bekanntem *metakommunikativem Axiom* über die Unmöglichkeit des Nicht-Kommunizierens¹⁶² lässt sich stellvertretend für Goffman formulieren: Man kann in Gegenwart anderer nicht nicht darstellen.

Als *Rolle* begreift Goffman ein vorherbestimmtes Handlungsmuster, das sich während einer Darstellung entfaltet und auch bei anderen Gelegenheiten vorgeführt werden kann¹⁶³ und fasst schließlich zusammen:

„Wenn wir soziale Rolle als die Ausübung von Rechten und Pflichten definieren, die mit einem bestimmten Status verknüpft sind, dann können wir sagen, daß eine soziale Rolle eine oder mehrere Teilrollen umfaßt und daß jede dieser verschiedenen Rollen von dem Darsteller bei einer Reihe von Gelegenheiten vor gleichartigem Publikum oder vor dem gleichen Publikum dargestellt werden kann.“¹⁶⁴

Wenn nach Goffman Handlungen in Gegenwart anderer unausweichlich Darstellungscharakter annehmen, schließt sich bereits hier aus logischen Gründen die Frage nach der Relevanz vorherbestimmter Handlungsmuster und definierter Rollen-Rechte und -Pflichten und damit auch die Frage nach der logischen Kohärenz des Rollen-Konzepts Goffmans an: Ist *soziale Rolle* bei Goffman als Ausübung von Rechten und Pflichten bestimmt und damit in hohem Maße präeterminiert, muss der Handlungsspielraum für die Umsetzung der Manipulationsabsichten, die Goffman dem Aktanten als Darsteller zuschreibt, vergleichsweise gering ausfallen. Bereits hier werden erste Risse in Goffmans Beschreibungs-Fundament erkennbar.

In seinen Ausführungen spezifiziert Goffman weitere Aspekte darstellerischen Interaktions-Handelns, unbeirrt geleitet von einer zusehends strapazierten Theater-Metapher: Darsteller errichten *Fassaden* aus *Bühnenbild*, *Erscheinung* und *Verhalten*, organisieren sich zu interessegebundenen *Darsteller-Ensembles* und agieren innerhalb dieser

160 Goffman (2003 [1959]: 18). Vgl. zu Interaktion und Interaktionsordnung auch Goffman (1994: 50-104).

161 Vgl. Goffman (2003 [1959]: 18).

162 Vgl. Watzlawick/Beavin/Jackson (⁶1982 [1969]): 53).

163 Vgl. Goffman (2003 [1959]: 18).

164 Goffman (2003 [1959]: 18). Vgl. auch Goffman (1973 [1961]: 95-97).

auf der *Hinterbühne* außer Sichtweite des Publikums vertraut miteinander, während sie auf der *Vorderbühne* gemeinsam an der Glaubwürdigkeit ihrer Darstellung für das Publikum arbeiten, das wiederum selbst ein Publikums-Ensemble bilden kann.¹⁶⁵ Den einzelnen Aktanten sieht Goffman in seinen Handlungen in einem ubiquitären Zwang zur Darstellung gefangen:

„Alle diese allgemeinen Züge der Darstellung können als zwanghafte Wechselwirkungen angesehen werden, die sich auf den Einzelnen auswirken und sein Handeln in eine Darstellung verwandeln. Anstatt seine Aufgabe lediglich auszuführen und seine Gefühle zu zeigen, wird der Einzelne die Erfüllung seiner Aufgabe zum Ausdruck bringen und seine Gefühle verständlich mitteilen. Im allgemeinen wird also die Darstellung einer Tätigkeit sich bis zu einem gewissen Grad von der Tätigkeit selbst unterscheiden und sie deshalb unvermeidbar falsch darstellen; und da der Einzelne gezwungen ist, sich Zeichen zu bedienen, um eine Darstellung seiner Tätigkeit zu geben, ist das Bild, das er konstruiert, so getreulich es sich auch an die Tatsachen hält, allen möglichen Störungen unterworfen.“¹⁶⁶

Spätestens hier gerät Goffmans Argumentation in die Fänge der Probleme traditioneller semiotischer Ansätze, die sich aus einer dichotomen Trennung von Signifikant als Bezeichnendem und Signifikat als Bezeichnetem ergeben.¹⁶⁷ Entsprechend bleibt auch Goffman die Antwort auf die Frage nach der Grenzziehung zwischen Handlung und Darstellung schuldig: Handele ich, wenn ich allein Äpfel pflücke, und verwandelt sich meine Pflück-Handlung durch die Gegenwart anderer von einer Handlung in eine Darstellung (wenn ja: Was wird dann aus der Handlung?) – die aber, so muss doch eingewendet werden, wenn überhaupt nichts anderes als eine Darstellungshandlung sein könnte und damit als Darstellungshandlung eine Darstellungsdarstellung, die Darstellung einer Darstellung, wäre?

165 Vgl. Goffman (1980 [1974]: 143-146) und (2003 [1959]: 23-30 und 73-128).

166 Goffman (2003 [1959]: 61). Vgl. dazu auch Kurzenberger (2003: 453): „Die primäre Funktion des Handlungsvorgangs entscheidet darüber, ob etwas Theater ist oder nicht.“

167 Exemplarisch für Probleme und Widersprüchlichkeiten innerhalb der Semiotik sei hier auf die – nicht nur in konstruktivistischen Kontexten befremdlich anmutende – Annahme verwiesen, ehemals gebräuchliche bzw. gebrauchte Zeichen ließen sich in *leere Zeichen* verwandeln (Kommunikation ohne Code), indem man sie von ihrer ursprünglichen Bedeutung reinige und sie im Sinne einer *bricolage* (vgl. Lévi-Strauss 1968 [1962]: 29-36) in einen neuen Kontext bette, wo sie hernach nach Belieben willkürlich mit neuem Signifikatgehalt angefüllt werden könnten (vgl. Posner 2003). Vgl. für einen konstruktivismusverträglichen Zeichen-Begriff Hejl (1991: 102-105).

Mit der Unterscheidung von Handlung und Darstellung treten absehbar auch Fragen nach der Authentizität des handelnden Darstellers bzw. des darstellenden Handelnden auf den Plan¹⁶⁸: So kontrastiert Goffman *zynische Darsteller*, die ihrer dargestellten Rolle keinen Glauben schenken, und *aufrichtige Darsteller*, die „an den Eindruck [sic] glauben, den ihre eigene Vorstellung hervorruft.“¹⁶⁹ Joshua Meyrowitz fasst Goffman zusammen: „Was ehrliche von unehrlichen Darstellern unterscheidet, ist laut Goffman nicht das Bedürfnis nach [die Notwendigkeit von, KK] Darstellung, sondern eher die Einstellung des Darstellers zu seiner eigenen Rolle.“¹⁷⁰ Auch wenn Goffman von der Anerkennung der Reflexivität von Interaktion und Kommunikation und der Fiktivität von Authentizität und Identität weit entfernt ist¹⁷¹, ist er sich indes der Relevanz von Fremdbeobachtungen Egos durch Alter für dessen Selbstentwürfe bewusst. Selektive Selbstdarstellungen (sensu Goffman *Ausdruckskontrolle*) sieht er so in dem Wunsch des Darstellers nach Idealisierung seines Selbst begründet.¹⁷² Dieser – so lassen sich Goffmans Annahmen hier vervollständigen – verbirgt jene Handlungen, Umstände oder Motive vor Interaktionspartnern, von denen er erwartet, dass sie Anlass zu negativen, relevanten Fremdbeurteilungen seines Selbst bieten und damit positiven Selbst-Bewertungen reflexiv entgegenwirken könnten.

Dem Publikum attestiert Goffman eine selektiv-überattribuierende Wahrnehmung des Darstellers, insofern dieses tendenziell die ihm präsentierte Rolle des Darstellers mit dessen Selbst gleichsetze. Die von ihm diagnostizierte Segregation der Publika bzw. der verschiedenen Rollen und Rollenkontexte eines Darstellers begünstigt sensu Goffman die Annahme, der vom Darsteller situativ bzw. kontextuell verkörperte Identitätsausschnitt sei, wenn nicht deckungsgleich mit dessen Selbst (und damit keine Rolle mehr), so doch zumindest repräsentativ auch für die aktuell inaktuellen (i. e. nicht dargestellten) Selbst-Aspekte und Rollen.¹⁷³ Weil Ego Alter nie in Abwesenheit von Ego wahrnehmen kann und ihm damit zwangsläufig Handlungsweisen und Identitätsaspekte von Alter verborgen bleiben, muss für Ego des-

168 Vgl. dazu ausführlich Kapitel 3.

169 Goffman (2003 [1959]: 20). Nachvollziehbarer wäre die Forderung, der authentische Darsteller möge an seine Darstellung glauben als an deren Wirkung. So eröffnet Goffman – unbemerkt? – weitere Reflexivitätsschleifen, bleibt doch die Fremdbeobachtung des eigenen Selbst Ego vorenthalten. Auf Goffmans eigenwillige Unterscheidung von Zynismus und Authentizität sei hier nur am Rande hingewiesen.

170 Meyrowitz (1990a [1985]: 76).

171 So schreibt Goffman (2003 [1959]: 55): „Als Zuschauer können wir natürlich spüren, ob der Eindruck, den der Darsteller erwecken will, wahr oder falsch, echt oder unecht, gültig oder ‚gemacht‘ ist.“

172 Vgl. Goffman (³1979 [1963]: 116-128) und (2003 [1959]: 35-54).

173 Vgl. Goffman (1973 [1961]: 101-102) und (2003 [1959]: 46-47 und 230).

halb kontra die beschränkte Zugänglichkeit und Kontextabhängigkeit von Fremd-Beobachtung bei der Genese von Konzepten von Alter die *Maxime pars pro toto* gelten. Allen Segregationsbemühungen zum Trotz können Inter-Rollenkonflikte entstehen, wenn ein Aktant unterschiedliche Rollen verkörpert, die er selbst als nicht vereinbar erlebt bzw. von denen er beobachtet oder unterstellt, dass diese von für Ego relevanten Ko-Aktanten für unvereinbar gehalten werden.¹⁷⁴ Die Wahrnehmung von Inkompatibilitäten innerhalb des Rollensatzes eines Aktanten kann, ebenso wie Negativ-Urteile über einzelne Rollen oder Rollenhandlungen, zur diskreditierenden Pauschalverurteilung des Aktanten *in toto* führen.¹⁷⁵ Derartige überattributionierende Bewertungsprozesse positiven wie negativen Ausgangs sind in der Psychologie als *Halo*-Effekte beschrieben worden.¹⁷⁶

Ebenso absehbar, wie der Dualismus von Handlung und Darstellung Authentizitätsfragen gebiert, schleppen jene Authentizitätsfragen Anschlussfragen nach der Moral des Darstellers in Goffmans Analysen ein, wie Goffman selbst erkennt:

„Der Einzelne neigt dazu, die anderen Anwesenden auf Grund des Eindrucks ihrer Vergangenheit und Zukunft zu behandeln. Hier werden kommunikative in moralische Handlungen umgesetzt. Die Eindrücke, die die anderen erwecken, werden als Behauptungen und Versprechungen gewertet, die sie implizit abgegeben haben, und Behauptungen und Versprechungen nehmen meist einen moralischen Charakter an.“¹⁷⁷

Den nach positiven Bewertungen durch ihr Publikum trachtenden Aktanten offeriert Goffman theoretisch zwei Handlungsoptionen: Die moralisch „korrekte Methode“¹⁷⁸ kleidet Goffman in eine Art minimalen *kategorischen Imperativ*: „Sie [die Beobachteten, KK] müssen nur ihr gegenwärtiges Handeln so ausrichten, daß seine zukünftigen Folgen eine gerechte Person veranlassen, sie jetzt so zu behandeln, wie sie behandelt sein wollen [...]“.¹⁷⁹ Dem gegenüber steht eine andere, „amoralische[.]“¹⁸⁰

„Methode, eine schnellere und wirksamere, durch die der Beobachtete den Beobachter beeinflussen kann. Statt zuzulassen, daß als Nebenprodukt seines Handelns ein bestimmter Eindruck entsteht, kann er seinen Bezugs-

174 Vgl. zur Vereinbarkeit von Rollenkonstrukten Rusch (1987: 135).

175 Vgl. Goffman (2003 [1959]: 60).

176 Vgl. zum *Halo*-Effekt Kast (1991: 23), Ostermann (1976: 232-235) und Zimbardo (⁶1995 [1974]: 527).

177 Goffman (2003 [1959]: 228).

178 Ebd.: 229.

179 Ebd.

180 Ebd.: 230.

rahmen reorientieren und sich darum bemühen, den gewünschten Eindruck zu schaffen. [...] Die Tatsache, daß es für den Beobachter notwendig ist, sich auf Darstellungen von Dingen zu verlassen, schafft die Möglichkeit der falschen Darstellung.“¹⁸¹

Offen bleibt, wie Aktanten, die bei Goffman stets Darsteller unter totalem Rollenverdacht sind, sich für den moralisch billigen Weg entscheiden können sollten: Wenn jede Handlung in Interaktion unausweichlich Darstellungs-Charakter annimmt, kann die Entscheidungsfreiheit des Aktanten nur eine hypothetische sein.

Wenn auch eine Rekursion auf das Konzept der sozialen Rolle hier unverzichtbar ist, werden schon bei einer ersten schlaglichtartigen Auseinandersetzung mit den Interaktions-Analysen Goffmans Inkonssequenzen und Widersprüchlichkeiten deutlich, die eine simple Übertragung von Goffmans Ansatz ebenso wie verwandter Rollen-Theorien auf die Phänomenbereiche *Starkult* und *Identität* wenig fruchtbar erscheinen lassen. Kritik an Goffmans Theorie ist nicht wenig geübt worden¹⁸², und auch Erweiterungen und Modifikationen von Goffmans Interaktions-Analysen finden sich zahlreich.¹⁸³ Problematisch bleibt, dass Goffman die Reflexivität von Identität mancherorts zwar andeutet, etwa, wenn er die Darstellungs-Bemühungen von Handelnden um positive Bewertungen ihres Selbst durch ihr Publikum thematisiert.¹⁸⁴ Insgesamt stützt sich Goffman jedoch auf ein zu starres Rollen-Konzept¹⁸⁵, als dass er Identität und Rolle als prozessuale und reflexive Konstrukte konsequent in sein Theoriegerüst integrieren könnte. Entsprechende Ansätze in dieser Richtung werden von seinen eigenen Theoriebausteinen unversehens ausgehebelt, weil Goffman versäumt, Widersprüche zwischen Identität als Attributionsprodukt (vgl. Zitat) und Identität als summarischem Pool statischer Rollen zur Selektion durch den Selbst-Darsteller auszuräumen:

„Insofern man dieses Bild von dem Einzelnen gemacht und ihm somit ein Selbst zugeschrieben hat, entspringt dieses Selbst nicht seinem Besitzer, sondern der Gesamtszene seiner Handlungen, und wird von den Merkmalen lokaler Ereignisse erzeugt, die sie für Beobachter interpretierbar machen. Eine richtig inszenierte und gespielte Szene veranlaßt das Publikum, der dargestellten Rolle ein Selbst zuzuschreiben, aber dieses zugeschriebene Selbst ist ein Produkt einer erfolgreichen Szene, und nicht ihre Ursache. Das Selbst als dargestellte Rolle ist also kein organisches Ding, das

181 Ebd.: 229.

182 Vgl. für andere Meyrowitz (1990a [1985]) und (1990b [1985]).

183 Vgl. für andere Sennett (¹³2002 [1974]).

184 Vgl. Goffman (2003 [1959]: 35-48).

185 Vgl. kritisch Meyrowitz (1990a [1985]: 23-27) und Sennett (¹³2002 [1974]: 56-57).

einen spezifischen Ort hat und dessen Schicksal es ist, geboren zu werden, zu reifen und zu sterben; es ist eine dramatische Wirkung, die sich aus einer dargestellten Szene entfaltet, und der springende Punkt, die entscheidende Frage, ist, ob es glaubwürdig oder unglaublich ist.“¹⁸⁶

In erweiternder Rekursion auf Goffman beschreibt Sennett *Rolle* als Verhalten (hier: Handeln), das in bestimmten Situationen für angemessen gehalten wird, in anderen hingegen nicht.¹⁸⁷ Die Entscheidung über die Angemessenheit von Verhalten bzw. Handlungen ist, so kann Sennett im Kontext dieser Arbeit gelesen werden, kontingent und wird innerhalb reflexiver Orientierungsprozesse getroffen. Sennetts Argumentation geht insofern über die Goffmans hinaus, als er Rollenkonstrukte nicht nur als Attributionsprodukte bestimmt, sondern auch die sie begleitenden Bewertungen anspricht:

„Über die Katalogisierung ihres Verhaltens hinaus stellt sich also die Frage, welchen Wert die Menschen ‚situationsspezifischem‘ Verhalten zuschreiben. Die Anschauungssysteme der Menschen und ihr Verhalten zusammengekommen machen erst eine Rolle aus.“¹⁸⁸

Als Ursprung soziologischer Rollen-Theorien verweist Sennett auf das *theatrum mundi*-Konzept (*Welt als Theater*)¹⁸⁹, das seiner Ansicht nach drei moralische Funktionen erfüllt:

- a) die Einführung von Illusion und Täuschung als soziale Grundprobleme¹⁹⁰,
- b) die Trennung des inneren Wesens des Menschen von seinem sozialen Handeln und
- c) die metaphorische Beschreibung alltäglichen menschlichen Verhaltens.¹⁹¹

Das Konzept der Täuschung (Illusion, Betrug, Inauthentizität...) wird, wie später noch zu zeigen sein wird, auch als Gegenpol zur Konstitution einer Differenz benötigt, um an anderer Stelle *ex negativo* Authentizitätsbeweise antreten und damit moralisch und affektiv positiv besetzte Unterscheidungsergebnisse begründen zu können. Bedient sich

186 Goffman (2003 [1959]: 231).

187 Vgl. Sennett (¹³2002 [1974]: 52). Vgl. zum Unterschied von Verhalten und Handlung Fußnote 203.

188 Sennett (¹³2002 [1974]: 53).

189 Vgl. ebd.: 55 und Sennett (²1996 [1994]: 126-130).

190 Anders als Sennett sieht Luhmann (1998: 225) das Problem der Täuschung strukturiert durch seine Beziehung zum Irrtum und bewertet beide als Folgen gesellschaftlicher Ausdifferenzierung, maßgeblich der Entstehung sprachlicher Kommunikation.

191 Vgl. Sennett (¹³2002 [1974]: 52-57).

indessen die Soziologie oder eine andere Wissenschaft eines an das Bild des *theatrum mundi* angelehnten Rollen-Konzepts, ohne dessen Voraussetzungen zu thematisieren, münden entsprechende Theorieansätze auf der Suche nach Erkenntnissen über Authentizität, Wahrheit oder Identität absehbar in altbekannten dualismusgeschuldeten Sackgassen.¹⁹²

Soziale Rollen (Handlungsrollen¹⁹³) können ausgehend von Goffman und Sennett hier verstanden werden als kontextuell beobachtete und beobachtbare Identitätsaspekte¹⁹⁴, also als kontextuell gebundene Handlungen und Handlungsweisen, denen mindestens Ego oder Alter, für gewöhnlich jedoch beide, Relevanz für die Identität des/der rollenhandelnden Aktanten zuschreibt bzw. zuschreiben.¹⁹⁵ Wenn ein Lehrer

192 Vgl. exemplarisch zur Zielsetzung einer dualistisch orientierten Philosophie Sakersadeh (1994: 1). Vgl. zu dualismusgeschuldeten Problemen der Wissenschaft im Allgemeinen und Philosophie im Besonderen für andere v. a. Mitterer (2001) und (2002) sowie Janich (²2000 [1996]), Jünger (2002), Rorty (1994) und Schmidt (2003b).

193 Der Begriff der Handlungsrolle (vgl. Faulstich (Hrsg.) 1994 und Schmidt 1994a) bietet gegenüber dem der sozialen Rolle den Vorteil, dass er problemlos erlaubt, Handlungen wie die des nachfolgend beschriebenen Lehrers zu integrieren, der in Abwesenheit seiner Schüler deren Klausuren korrigiert – und damit z.B. sensu Goffman in Ermangelung einer „unmittelbaren physischen Anwesenheit“ (Goffman 2003 [1959]: 18) der Aktanten nicht interagiert bzw. sozial handelt. Dieses Problem erübrigt sich jedoch, wenn man soziales Handeln unabhängig vom Faktor physischer Präsenz bestimmt: Im Gegensatz zu Goffman fasst Schmidt (³2003: 104) *soziales Handeln* als „Handeln, das sich über Erwartungserwartungen reflexiv auf die Ebene kollektiven Wissens orientiert und sich konventionalisierter Ausdrucksformen bedient.“ Kommunikation wird damit zu einem Modus sozialen Handelns als reflexiver Prozess der Unterbreitung gegenseitiger Orientierungsangebote der an der Kommunikation beteiligten Aktanten, die systemspezifisch genutzt werden können, nicht aber müssen, damit von Kommunikation die Rede sein darf (vgl. Schmidt 2003b: 69). Der Begriff der Interaktion verweist in seiner üblichen Verwendung auf Aspekte physischer Präsenz (vgl. etwa Goffman 2003 [1959]: 18). Im Kontext dieser Arbeit spielt Interaktion als Kategorie sozialen Handelns eine untergeordnete Rolle, sind doch Interaktionsprozesse zwangsläufig immer auch als Kommunikationsprozesse zu klassifizieren.

194 Der Begriff *Identitätsaspekt* wird gegenüber möglichen Alternativen wie *Identitätsausschnitt* bevorzugt, weil er begrifflich in geringerem Maße einen konstanten und unflexiblen Identitätskern voraussetzt und in seiner Etymologie (lat.: *aspicere*: sehen, erblicken) Identität – und damit auch Rolle – als Reflexivitätsprodukten eher gerecht wird.

195 Natürlich ist letztlich jede Handlung kontextuell gebunden. Die Formulierung soll die Relevanz des Handlungskontexts für Rollen-Unterscheidungen unterstreichen. Vgl. komplementär zur Relevanz von Handlungsrollen für den Handlungskontext Schmidt (1994a: 17). Schmidt (ebd.: 24) trägt dem komprimiert in der Formulierung der „Aktant-Kontext-Syndrome[.]“ Rechnung.

zu Hause ohne das synchrone Wissen seiner Schüler deren Klausuren korrigiert, muss dies als relevantes Rollenhandeln gelten, auch wenn ihn dabei sensu Goffman kein unmittelbar anwesendes Publikum beobachtet. In diesem Fall wird, synchron betrachtet, die Rollenzuschreibung nur von Ego vorgenommen, wobei diese normalerweise spätestens bei der Rückgabe der Klausuren von den Schülern als komplementären Rollenhandelnden rückwirkend bestätigt wird. Rollen- wie Identitätszuschreibungen funktionieren dann nicht, wenn bei diachroner Beobachtung keine soziale Übereinkunft über die Verteilung der Rollen bzw. Zuschreibung von Identität erzielt werden kann, wenn also Reflexivität in Form von Erwartungs-Erwartungen und Unterstellungs-Unterstellungen scheitert und man *erfolglos meint*: Wer sich für Jesus, Mutter Teresa oder Lady Di hält und dementsprechend handelt, ohne dass sein Rollen-Handeln von relevanten Ko-Aktanten sozial bestätigt würde, findet sich meist früher oder später in einer psychiatrischen Einrichtung in der sozial beglaubigten Patienten-Rolle wieder.

Wie gesehen kann Sennetts flexibleres Konzept attribulierter und kontingenter Rollen-Konstrukte im Kontext dieser Arbeit eher fruchtbar gemacht werden als die vergleichsweise starre, dramaturgische Rollen-Konzeption Goffmans. Dennoch lässt auch Sennetts Rollen-Konzept wesentliche Aspekte vermissen, die über die Situationsspezifität und Attributions- und Bewertungsprozesse von Rollen und Rollenhandeln hinausgehen und für die nachfolgende Beschäftigung mit dem Star relevant sind: Rollen, so muss ergänzt werden, stellen Schematisierungen in Identitätsbildungsprozessen dar¹⁹⁶, die relative Relationierungs-Konstanzen von Ego und Alter bestimmen und in Form von Rollen-Komplementaritäten¹⁹⁷ festlegen. Wie schon von Goffman beschrieben, sind Rollen mit Erwartungen bezüglich Rollen-Rechten und Rollen-Pflichten verbunden, die in ihrer reflexiven Anbindung an Relationierungs-Konstanzen erwartbar werden. Vermittels reflexiver Beobachtungsprozesse sind Rollenzuschreibungen übersubjektiv und alltagspraktisch relativ verlässlich und bieten so Ego wie Alter kategoriale Zuordnungs-Optionen von Selbst und Fremd, die eine partielle Abstraktion von personalen bzw. individualen Wahrnehmungen erlauben. Als kontingenzbewältigende Kategorisierungen sind Rollenzuschreibungen somit in Identitätsbildungsprozessen unerlässlich.

Rollen vereinfachen als reflexiviertes Schemawissen soziales Handeln durch Rollen-Erwartungs-Erwartungen und -Unterstellungs-Unterstellungen, die unter anderem relativ verlässliche Relationierungen von Ego und Alter bestimmen. Für Ego sind nur die Identitätsdarstellungen Alters im Sinne der für identitätsrelevant befundenen

196 Vgl. zu Rollen als sozial definierten Interaktions-Schemata Zimbardo (1995 [1974]: 723). Vgl. zu Schemata als Kondensation von Zeit Schmidt (2003b: 88-89).

197 Vgl. zu Rollen-Komplementaritäten Luhmann (1998: 739).

Handlungen Alters beobachtbar, die so, zumindest in der Fremd-Beobachtung, nur meinend in Gegensatz zu einer etwaigen abweichenden *hergestellten* Identität gesetzt werden können. Im Alltag bilden wir indes Urteile über die Authentizität von Ko-Aktanten, die auf der Annahme basieren, Unterschieden zwischen dargestellter und hergestellter Identität auch in der Nicht-Selbst-Beobachtung habhaft werden zu können. Authentizität ist als Konzept relevant, weil Handlungen an Identitäten rückgebunden werden müssen, über deren Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit es im Interesse Egos verlässliche und prognosestarke Urteile zu bilden gilt. Wie Jünger formuliert:

„Jede Konzeption mikro- wie makrosozialer Entitäten bedarf der resoluten Rückbindung an konkrete Individuen als empirische Prozessorte und deren Interaktionen. Jede Fiktion sozialer Entitäten rekurriert auf kollektives Wissen, das Individuen über den kommunikativen Abgleich reflexiver Strukturen aufbauen und permanent aktualisieren müssen.“¹⁹⁸

Es gilt also: Keine Identität ohne soziales Handeln und Kommunikation, kein soziales Handeln und keine Kommunikation ohne differenzierbare Identität – und, wie in Kapitel 3 darzustellen sein wird, keine Identität ohne Authentizität.

198 Jünger (2000: 209-210).